

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1817)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gruß des neuen hinkenden Boten an seine Leser.

Da bin ich wieder, Gott Lob und Dank!
 Und ist mein Bein auch noch so krank.
 Der Hinkende Bott, ein Ehrenmann,
 Langt wie der Storch so richtig an,
 Und alles kommt zu Stadt und Land:
 „Gottwillchen!“ und drückt ihm gar die
 Hand;
 „Gottwillchen!“ Gott willkommen, ja!
 Bin's selber, bin lebhaftig da!

Und pos, und tausend! wie mich's freut,
 Daß ihr noch immer die Alten seyd;
 Bin just desgleichen so halter auch,
 Man darf's wohl sagen, der alte Gauch,
 Ein guter Freund von Spas und Scherz,
 Recht wohlgemuth und frisch um's Herz,
 Zu kluger Lehr' anbey geneigt,
 Wenn einer Lust zu lernen zeigt.

Na! seht euch, Nachbarn, rings herum!
 Ihr Weiblein auch! pos Drack wie stumm! —

Ja so! ihr meynt ich plaudre jetzt,
 Was weit in der Welt es abgeseht.
 Nur Neues, heißt es, Neues her!
 Und wenn's am End' — — ein Fünd-
 lein wär'.

Ist denn das Neue gar so gut? —
 Ich weiß mir Altes, das besser thut!

Indeß mein Ranzen, — schaut! — ist
 voll;

Die Welt macht's doch auch gar zu toll.
 Wenn Einer all die Thorheit schrieß,
 Was der und der, und jener trieb,
 Er kam in hundert Jahren kaum
 Vom Schwetzerland zum Meereschaum;
 Und über'm Meer ist wieder Land,
 Und wieder groß der Narren- Stand.

Drum hab ich's kurz und gut gemacht,
 Nur ein- und andres beygebracht,
 Draus man den Rest errathen kann,

Was Dummes Die und Der gethan.
Dazwischen schieb' ich auch Bericht
Wie Kluges hier und dort geschicht;
Will's einer merken, soll's mich freu'n,
Und will er nicht, so — laß er's sehn!

Ein Tropf wird leicht ein ärgerer Tropf,
Und g'scheuter wird leicht ein g'scheuter Kopf.

So halb und halb zu halben Narr'n
Da haben wir wohl all' den Sparr'n.
Die ganzen Narren die sperrt man ein.
Dreiviertel Narren — o Noth und
Pein!

Die kannst du gerben, stampfen, schlah'n,
Sie fangen's immer nähr'scher an.

Jetzt hab' ich mich auffer Athem gesungen.
Geduld ein wenig mit meinen Lungen!
Geduld, Geduld! — Es war einmal . . .
Jetzt kommen Geschichten — breit und schmah!

Die Insel St. Helena.

Wenig gekannte und beachtete Dörter werden oft eben so, wie vorher wenig gekannte Menschen, durch seltene Schicksale oder dadurch, daß sie mit außerordentlichen Personen in nähere Berührung kamen, allgemein merkwürdig und interessant. — So gieng es dem kleinen Elba; so gehet es jetzt der Insel St. Helena; sie liegt im südlich-atlantischen Weltmeer, 240 deutsche Meilen vom Aequator entfernt. Ihre Entfernung von Afrika beträgt 300, die von Amerika 450 Meilen. Aus der Ferne sieht diese Insel wie ein blauer Berg aus, der an seinem Fusse uneben und abgedacht erscheint, von der Mitte an aber sich sehr hoch erhebt. Man kann sie wegen ihrer Höhe und der sie umgebenden reinen Luft 14 bis 16 Meilen weit sehen. St. Helena besteht aus einem einzigen Felsen von zirkelrunder Gestalt, und bildet einen un-

regelmäßigen Haufen von zertrissenen Felsen und Hügeln, welche auf einmal vom Meere senkrecht emporsteigen, an verschiedenen Stellen ungeheure herabhängende Klippen bilden und durch enge Thäler oder vielmehr tiefe unregelmäßige Schluchten von einander getrennt sind. — Diese Insel wurde am St. Helenen-Tage, den 12. May (woher sie auch ihren Namen hat) No. 1502 durch den Portugiesen, Johann von Nova entdeckt, und von den Engländern im Jahr 1600 in Besitz genommen. Bei ihrer Entdeckung fand man weder Menschen, noch Säugetiere, noch Vögel auf derselben. Sie ist, nach einigen, vulkanischen Ursprungs, nach andern, der Ueberrest einer vulkanischen Zerstörung. Auf der Südseite derselben befindet sich eine sonderbare Gruppe von einzeln stehenden Felsenmassen, welche die Stuwohner

Loth, Loths Weib und Töchter genannt haben. An der Küste findet man nur auf einer einzigen Stelle Sand. Diese Stelle heißt daher auch Sandy-Bay. Die Küstenhügel sind getrennt; im Innern der Insel stehen aber Hügel und Berge mit dem Berg Rücken in Verbindung, welcher die Insel durchschneidet.

St. Helena hat eine reine und gesunde Luft, welche, trotz des heißen Himmelsstriches in dem sie liegt, doch sehr mäßig heiß ist. Gehölze mangeln ihr; sie hat die Sonne zweymal senkrecht, und ist oft einer langen anhaltenden Dürre ausgesetzt. Der Südostpassatwind wehet beständig auf derselben, welcher zugleich sehr lebensverlängernd ist. Orkane wüthen hier nicht; und nur alle 10, 12 und 14 Jahre soll man hier Donner und Blitz wahrnehmen. — Die Einwohner von St. Helena werden selten krank, und die hier eintretenden Krankheiten sind niemals ansteckend und bössartig. Nur dem Schnupfen und Rheumatismus sind sie zuweilen ausgesetzt. Die krankhafte Mannschaft der Schiffe, welche an der Insel anlegen, wird in sehr kurzer Zeit wieder gesund.

Die Insel eignet sich zur Anpflanzung der Erzeugnisse mehrerer Himmelsstriche. Bis jetzt sollen indessen nur erst 9 bis 10 Arten von Bäumen und Sträuchern daselbst wachsen. Dahin gehören Eichen, Kastanien, Stechpalme, Bambusrohr, Palmen, Trauerweiden, Cypressen, Pomeranzen, Aepfelbäume, Pisang, der Farrenkrautbaum, der Kohlbaum, die Kohlpalme, Gummi- und Olivenbäume. Dazwischen wachsen: Erdbeeren, Kaffeepflanzen, Wein, auch große blühende Aloestauden, sie wachsen sehr hoch. Endivien, Portulak, Meer-

fenchel, Sellerie, Wasserkresse und andre Grasarten sind hier einheimisch. Der Nirsch- und Birnbaum, so wie die Stachelbeere kommen hier nicht fort. Die Insel, welche von mehreren kleinen Bächen, die aus Quellen entspringen, bewässert wird, könnte noch mit weit mehrern ausländischen Gewächsen, als bisher geschehen ist, bepflanzt werden. Wegen der so oft eintretenden Tröckne eignet sich St. Helena nicht zum Anbau des Getreides, und die Einwohner erhalten ihr Brodkorn aus sehr entfernten Ländern. Um sich nun, wenn die Zufuhr zu lange ausbleibt, vor Mangel zu schützen, haben sie Pataten, Kartoffeln, Yamswurzeln und den Pisang angepflanzt. Mehrere Palmarten und auch der Brodfruchtbaum würden, wo, wie ein Reisender sagt, ein ewiger Frühling herrscht, sehr gut fortkommen; allein man legt sich nicht auf ihre Anpflanzung.

Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 3000, und besteht aus Engländern, aus Franzosen, die unter Ludwig XIV. ausgewanderten, und aus andern. Diese Menschen könnten hier ruhig und zufrieden leben; allein es ist nicht der Fall; denn die Meisten sehen ihre Lage für eine Art Verweisung an, und leben unter einander in großer Uneinigkeit. Nur so lange Schiffe auf der Rhede liegen, und die Einwohner beschäftigt sind, deren Bedürfnisse zu befriedigen, oder ihre Gäste zu unterhalten, oder Neuigkeiten vom Auslande zu hören, ruhen auch die unter ihnen herrschenden Zwistigkeiten. Allein wenn die Schiffszeit vorüber ist, dann löst auch die innere Zwietracht in ihrer ganzen Stärke wieder auf. Geschäfte und Zeitvertreib haben sie nicht viel. Die Schiffszeit ausgenommen, wo sie ihren ländlichen

Aufenthalt verlassen und in James-Town oder Jakobsstadt leben; bringen sie das übrige Jahr von einander getrennt, in ihren Gartenhäusern zu, welche durch Felsenstücke, Abgründe und Schluchten von einander geschieden sind. Die Reisenden, welche nach England auf Ostindienfahrern zurückkehren, nehmen ihre Wohnung in den Häusern der Einwohner, und erhalten Kost und Quartier gegen Bezahlung. Beides soll sehr theuer seyn. Denn ein Pfund Schaaf- oder Schweinefleisch wird mit 12 Groschen, ein Huhn oder eine Ente mit einem holländischen Dukaten, ein Ey mit 3 Groschen verkauft. Die Ankunft der Ostindienfahrer ist die wichtigste Begebenheit des ganzen Jahres, welche die ganze Insel mit Freude belebt. Die Reisenden werden jubelnd aufgenommen und mit Schauspielen, Tänzen und Konzerten unterhalten.

Die Yamswurzeln und die Pataten sind hier ganz vortreflich, und reichen nicht bloß für die Einwohner sondern auch für die Schiffe hin die hier landen. Die Rindviehzucht wird sehr stark getrieben, und das Rindfleisch ist sehr fett, saftig und wohl-schmeckend. Außerdem giebt es viel Ziegen, Schaafe, etwas Wildpret, Rebhühner, Fasane, Tauben, den Reihvogel Ostindiens und andere Vögel. Auch eine Art kleiner dauerhafter Pferde wird hier angetroffen. Das Meer ist sehr fischreich; nebst der Schildkröte werden 76 verschiedene Arten von eßbaren Fischen gefangen. Raub- und giftige Thiere giebt es auf St. Helena gar nicht; dafür aber unendlich viel Ratten, große Spinnen, dicke Fliegen und Schrecken. Zur Bearbeitung des Feldes, zum Fischfange und zur Bedienung des Hauses braucht man Neger, welche aus

Westindien, Guinea, Madagaskar, oder vom Vorgebirge der guten Hoffnung eingeführt worden sind, die aber jetzt hier aufgehört haben Sklaven zu seyn.

Die Insel hat eigentlich keinen Hafen, und auch die Rheden sind nicht so groß, daß sie eine zahlreiche Flotte aufnehmen könnten, weil der Umfang des Ufers zu gering ist, wo die Schiffe Anker werfen können. Es giebt nur einen Landungsplatz, der durch eine starke Batterie vertheidigt wird. Unmöglich kann ein Feind St. Helena überfallen, es müßte denn ganz vernachlässiget seyn. Alle Schiffe müssen sich auf der Südostseite nähern, wo Wachen und Telegraphen sind, welche vier Stunden vorher Nachricht geben, ehe die Schiffe um den nördlichsten Punkt kommen können. Selbst in der Nacht gestattet die klare Atmosphäre, daß man die Schiffe in einer Entfernung von mehreren Meilen entdecken kann. Die Stadt James-Town, Jakobsstadt, ist der einzige Ort auf der Insel; sie ist klein, aber regelmäßig. Sie besteht aus einer einzigen Straße, und hat nach Einigen 60 nach Andern aber 100 Häuser, die gewöhnlich aus 2 bis 3 Stockwerken bestehen, und viele Fenster mit kleinen Glasscheiben haben. Die Kirche mit einem stumpfen Thurme und die Wohnung des Gouverneurs sind die vorzüglichsten Gebäude. Das Thal, worin diese Stadt liegt, heißt das Jakobs-Thal, ist sehr schmal, und in der heißen Jahreszeit sehr warm. Rechts denn liegt der Kletter-Berg, auf welchem sich eine sehr starke Batterie mit Kanonen und Mörsern befindet, welche den Weg und das Thal sehr weit beherrscht. Dieser Berg ist so steil, daß man nur vermittelst eingehauener, und mit Brustwehren versehenen Steigen hinaufkommen kann. Auf dem Hochberge steht

die St
ein W
nen,
gehat
noch
von

C
auf
mit
seht.
gend
man
denn
sonde
bar,
zu
nöth
Ber
in
welc
And
vern
Kör
In
weit
jenti
In
dah
ans
für
frei
auf
sind
W
in
no
(E

die Citadelle; sie hat ein kleines Zeughaus, ein Magazin, einen ungeheuer tiefen Brunnen, der mit großer Mühe in den Felsen gehauen ist, und außer den Außenwerken noch ein Blockhaus mit mehrern Kanonen von schwerem Kaliber.

Ein Spanier, Namens Gonfalez, wird auf der Rückkehr aus Indien krank, und mit einem Mohren auf St. Helena ausgeföhrt. Von dieser Insel erzählt er nun folgendes: Die schöne Insel St. Helena könnte man mit Recht nennen das irdische Paradies, denn nicht die Luft daselbst sehr gesund ist, sondern es ist auch das Erdreich sehr fruchtbar, und bringet häufig hervor alles, was zu Unterhaltung des menschlichen Lebens nöthig ist. Und bedarf die Sache keines Beweisthums, weil auch die jungen Knaben in Spanien, wissen davon zu sagen, als welche von der Herrlichkeit dieser Insel von Andern viel haben erzählen hören, und verwundere ich mich nicht unbillig, daß unser König keine Leute dahin schicket die solche Insel bewohnen, und einige Schanzen dahin weil es ein so bequemer Ort ist, da diejenigen sich erfrischen können, welche nach Indien reisen, denn es sonst unmöglich ist dahin zu reisen und den Fuß unterwegs ans Land zu setzen. Diese Insel liegt auf fünfzehn Grad gegen Süden, und im Umkreis neun italienische Meilen, und ist bis auf 300 Meilen sonst kein festes Land zu finden, also, daß es gleichsam für ein Wunderwerk der Natur zu halten ist, daß in einer so weiten und ungestümmen See noch zu sehen ist ein so klein Stück von der Erde. Gegen Süden zu hat diese Insel

einen sehr schönen Hafen, bey welchem viel Hütten gebauet sind, so die Portugiesen daselbst haben setzen lassen, den Schiffleuten zu mehrerer Bequemlichkeit. Das Denkwürdigste ist eine kleine Kapelle, so mit einem hohen Thurm gezieret, darauf auch eine Glocke ist. So liegt auch nicht weit davon ein Fluß, da man süßes und frisches Wasser haben kann. Diesen Ort machen auch annehmlich die schönen Spaziergänge, so auf beyden Seiten gezieret und besetzt sind mit allerley schönen fruchtbaren Bäumen, als Pomeranzen, Zitronen und Granaten, und andern dergleichen Bäumen, welche das ganze Jahr durch Frucht bringen, nicht weniger auch die Weinstöcke, die Feigen-, Birn-, Pflaumen- und Olivenbäume. Man findet auch eine Frucht, welche insgemein genennt wird Damarelas, doch ist dieselbe nicht gar häufig. Äpfel sind da nicht, hingegen aber andere gemeine Gartengewächse, als da ist: Petersilie, Portulak, Rosmarin, Laktuken in großer Menge. Das Getreide, als Gersten, Erbsen, Bohnen, bringt die Erde hervor und wird noch nicht besäet. Von allerley Vieh findet sich auch, was andere Länder haben, sonderlich sind da viele Ziegen, Schweine, Hammel, Pferde, welche sehr schnell laufen können. So mangelt es auch nicht an Geflügel, als Rebhühnern und andern Hühnern, Fasanen, Holztauben und dergleichen. Von allerley Vögel hat man das Jahr durch, sonderlich aber im Monat Januar und März sieht man eine überaus große Menge von wilden Schwänen, deren ich bald mehrern gedenken werde, welche Schwäne wie unsere Gugul und Nachtigallen in ein ander Land ziehen, und sich nicht wieder sehen lassen, als zu einer gewissen Zeit des Jahrs. Auf diese Insel bin ich

nun gesetzt worden, nebst einem Mohren, der mir zugegeben ward, daß er meiner warten sollte in meiner Krankheit. Gott schickte es auch, daß es sich bald zur Besserung anließ, und hat meines Erachtens die herrliche gute Luft an einem so einsamen Orte viel dazu gethan. Ich hielt auf dieser Insel aus, ein ganzes Jahr, und weil ich mit keinen Leuten umgehen konnte (da keine da waren), so vertrieb ich meine Zeit mit den Vögeln und wilden Thieren, mein Mohr, so mit Namen hieß Diege, mußte seine Wohnung nehmen in einer Höle, welche zu Ende der Insel war, aus derselben kroch er zu Zeiten hervor und suchte Lebensmittel, gleichwie auch ich auch thun mußte an meinem Ort; wann dann einer von uns gute Jagd hatte, so ließ er es den andern mit genießen, fehlte es aber beidem, so mußten wir uns behelfen und vorlieb nehmen, es kam aber selten dazu, daß wir Noth litten, weil das Wild da nicht wegläuft oder schiehet, sondern erschrickt vielmehr wann es einen Menschen siehet, gleich wie ein Dachs, Ziege oder anders dahnies Thier zu thun pflegt u. s. w.

Neue Art nach Hause zu zünden.

Eine Jungfer wurde lezt verstorbenen Frühling zu einem Besuch auf das Land eingeladen. Sie gieng des Morgens frühe nach dem Ort ihrer Bestimmung ab, wurde aber schon unfern des Landhauses vom Regen befallen, welcher den ganzen Tag fort dauerte und den Weg abscheulich böse machte. Am Abend wurde ihr die Chaise angeboten, welches sie aber ausschlug, und dem bloßen nach Hause zünden den Vorzug gab. Dem Hausknecht ward sofort der Befehl ertheilt die Bißte-Lanterne in Bereitschaft zu halten.

Als die Jungfer Abschied genommen, nahm der Knecht die Lanterne, setzte sich auf ein Pferd, und ließ die Schöne hinter sich her traben; wie sie nun nach Hause gekommen mag der Leser errathen.

Neue Art Punsch zu machen.

Zwen Kessende, welche lezt verstorbenen Winter halb erstarrt des Abends in einem Gasthof anlangten, forderten gleich bei ihrem Eintritt eine kleine Bowle Punsch. Die Wirthin entschuldigte sich, daß sie nicht Kenntniß besäße, diese englische Fieber-Mixtur zu verfertigen. Einer der Reisenden fragte sie: ob sie Kirschwasser, Zitronen und Zucker hätte? Ja, sagte die Wirthin. Nun forderte der Herr das ihm nöthig scheinende Quantum obiger Ingredienzien, nahm einen Kässchaber und rieb die Zitronen darauf ab, setzte eine Pfanne über das Feuer, zerhackte die Zitronen sammt einer halb Maas Kirschwasser hinein. Aber — o weh! gleich entzündete sich die ganze Massa, und zerstörte die Frostmiztur bis auf den Grund.

Ein paar gute Freunde, die sich bei einem Abendessen etwas zu viel zu Gute gethan hatten, und aus Erfahrung wußten, daß ein Glas guter Punsch die Kraft besäße ein christliches Nauschlein zu heben; giengen ein wenig furbaß, und kamen in ein Wirthshaus, wo die Küchenweisheit mit dem finstern Mond in gleicher Linte lief. Hier forderten sie eine Kanne Punsch. Eilends lief die Wirthin in die Küche, sagte zu der Köchin: Waren! es sy zwee Herre da und hüsche mer e Channe Punsch, i weis mer i der Welt nit ds'helpfe. Se Frau, thüt doch

numme nit so schreckell, das wird wohl öpe
demache sy, mer hey emel no guti Bra-
uschü und Fleischsuppe.

Das betrunkene Regiment.

Oft mußten wir, erzählte ein preussischer
Infanterist, in Frankreich große Noth lei-
den, da wir die Dörfer und Städte immer
leer und nichts zu leben fanden. Bisweilen
glückte es uns indessen, verborgene Magazine
zu finden, und diese gingen allemal rein
auf. Einst hatten wir, irre ich nicht, so
war in der Gegend von Laon, mit vieler
Mühe etwas Brod aufgetrieben, aber an
einem Trunkte fehlte es völlig. Durch einen
sonderbaren Zufall gerieth einer unserer
Kente auf den Einfall, unter einer Wind-
mühle, um welche das Erdreich ziemlich
locker zu seyn schien, eine Schatzgräber-
anzustellen. Er entdeckte bald ein großes
Lager von Weinflaschen, die mit Champagner
gefüllt, und hier sehr übel aufbewahrt waren.
Der Vorrath war ungeheuer, und wir gruben
deren in einem weiten Umfange, dicht
an einander geschichtet, nicht weniger als
zwölftausend Stück aus. Davon blieb dem
zeitigen Eigenthümer nicht eine. Alles
fiel darüber als über ein Gemeingut her und
nahm so viel, als jeder erhalten konnte.
Man gieng es an ein Zecken, und da wir
mit dem Oeffnen der festverpflichteten Flaschen
ohne Korkzieher nicht umzugehen wußten,
so lernten wir bald die Hälse mit seltener
Geschicklichkeit abschlagen. Sonderbar ge-
nug sah es aus, als der brausende Cham-
pagner auf allen Gesichtern moußierte und
sie mit Schaum bedeckte. Die Wirkung
konnte nicht fehlen. Jeder hatte mehrere,
viele von uns ein halbes Duzend Flaschen

erhalten. Schon ziemlich erleuchtet brachen
wir aus unserm Bivouac auf und traten
einen der lustigsten Märsche an, die jemals
gemacht worden sind. Unaufhörlich wurde
den noch vorhandenen Flaschen die Hälse
gebrochen und mehrere Meilen war die
Straße damit bedeckt. Von unserm ganzen
Regimente war auch nicht einer, der nicht
tüchtig berauscht gewesen wäre. Sicher ist
dies der erste und vielleicht einzige Fall, daß
sich ein ganzes Regiment in Champagnerwein
total betrunken hat. Wir hatten die Avant-
garde, und die Armee folgte am folgenden
Tage. Welchen Weg wir genommen hatten,
brauchte sie nirgends zu fragen, wir hatten
ihnen den Wegweiser zu Tausenden gelassen,
um deren Inhalt sie uns freylich sehr be-
netzen mußten.

Der politische Barbier.

Ein Einwohner von Gent, dessen An-
hänglichkeit an Napoleon bekannt war, trat
in dem Augenblicke, als man die Ereignisse,
die Ludwig XVIII. auf den Thron zurück-
riefen, erfahren hatte, in den Laden eines
französischen Barbiers. „Mein Herr, sagte
der Barbier scherzend, heute müssen Sie mir
statt zwey vier Sous für Ihren Bart be-
zahlen.“ — „Warum?“ — „Weil Sie
heute ein noch einmal so langes Gesicht
machen, als gewöhnlich.“

Der Schneidertraum.

Willst du mich heute nicht aufdingen?
Also sagte Jakobli Trüb zum Schneider
Mellhorn. Meister Mellhorn antwortete:
Jakobli, was hat dir getrauert? Mir hat
geträumt, erwiederte Jakobli, ich habe in

eine Lotterte gelegt und vieles gewonnen. Der Meister versetzte: Jakobli, heute dinge ich dich nicht auf! — Am andern Morgen fragte der Junge wieder das nämliche, und so fünf Tage nach einander. Aber allemal wenn er seinen Traum erzählte, antwortete ihm der Meister: ich dinge dich heute nicht auf. — Am sechsten erzählte der Jakobli: Heute träumte mir, ich sitze auf meinem Schneiderstuhl und schwitze den ganzen Tag bey meiner Arbeit, daß mir die Tropfen von Stirn, Wange, auf meine Kleider hinabsielen; und am Abend, da ich endlich meine Nadel abgelegt hatte, so fand ich sie ganz golden. — Gut! sagte der Meister, das ist der Schneider Traum, den jeder Junge träumen muß, ehe man ihn aufdingt.

Das verheyrathete Thier.

Ein französischer Kaufmann der sehr schlecht deutsch redete, begegnete auf der Frankfurter Messe einem Freunde, der ihn fragte wo er wohne? Der Franzose, der sich auf den rechten Namen des Hauschilides nicht bestimmen konnte, antwortete: Im verheyratheten Thier. — Sein Freund sagte: Vielleicht in der Taube? Nein, versetzte er: Es ist ein froh Thier, wie die Ferk. — Weil nun hierdurch die Sache nicht begreiflich wurde, so gieng sein Freund mit ihm nach Hause, und siehe da, er wohnte im — Einhorn.

Klaglied einer Bäuerin.

Los Jüst, bis doch nit es Chingli!
Gang, leg ein angeri Chape n'a,
Die Tüfels Hörner uf em Gringli,
Die cha ni numme meh usstah.

Zwee Berge unes Thal derzwüsch, /
Drus use luege wie ne Chrot;
U du no dsful, e Stube dswüsch,
Ist das doch nit e Schand und Spot?

Geng numme göhle, numme lache,
U tanze, wie die taube Ross;
U wee de sor e Surpe mache,
Ist ds'Gschüch dee geng am Chemischob.

Es nimmt mi nadisch numme wunder,
Woher die Gschücher sugi cho,
I glaube geng, me heig der Plunder,
Dem Tüfel ab de Hörnere gnob.

Die gmelne Lüt heiz grad wie d'Affe,
Me gseht fast gar ley Unterscheid;
Blos ist der Chuchi Pudel gschaffe,
Sa treit er scho nes Super-Chleid.

Blos chönne d'Chinder stah am Bänkli,
Su mas es so e Samethut,
U recht scharmanli Obreb'hänkli,
Ist lieb, wes recht unvatli thut.

Söll dee der Vater ds'Günkli zahle,
Su thut er dee no zerst e Gluch;
Was Tüfels ist jez das: Pergale,
Was Schinters ist jez ans für Tuch.

Da gseht me dee die junge Bölli
Gar lustig, es Parthelli ha;
Bis über d'Nase alls voll Lökli,
U ds'Müti dee a d'Wösche gab.

Was hilft mer aber doch mis schmäl,
Es geit ja alls so lang es mraa;
Me wartet geng, bis recht wot fehle,
U dee ley Mensch me helpe cha.

Weiberlist.

Ein Bauernmädchen ritt auf einem Esel nach der Stadt Meude im Ländchen Gewaudan. Nicht weit von St. Etienne du Balspuet wurde der Esel stätig und warf die Reiterin ab. Ein Bauer sah dieß; statt aber dem Mädchen zu helfen, setzte er sich auf den Esel und machte sich davon. Das Mädchen schrie und weinte vergebens ihm nach, und mußte ihren Weg zu Fuß bis in's nächste Dorf fortsetzen, wo sie ihre Klage dem Richter anbrachte. Dieser läßt den Diebe nachsehen und er wird erwischt. Der Bauer behauptet aber nun dreist und unerschrocken, der Esel sey ihm eigen, und setzt den Ansprüchen des Mädchens Schimpfwörter entgegen. Als nun der Richter verlegen, und die Wahrheit nicht heraus zu bringen war, so verfällt die Bäuerin auf folgendes Mittel: Sie thut ihre Schürze ab, bedeckt des Esels Kopf damit, und sagt zum Richter: „Mit Erlaubniß, Herr Richter, mein Esel ist einäugig, befehlen Sie also dem Schelm da, daß er sogleich und ohne Anstoß sagt, mit welchem Auge er blind ist.“ — Mit dem rechten, antwortete der Dieb. — Hurtig nahm das Mädchen ihre Schürze weg und rief: „Ihr lügt, mein Esel sieht mit beyden gut.“ — Und so bestand sich auch die Sache. Hierauf sprach ihr der Richter den Esel zu, und ließ den Dieb in Verwahrung bringen.

Vorposten - Freundschaft.

Als der Marschall Massena in Portugal eingerückt war, traf er auf den englischen Feldherrn Wellington, der sich am jenseitigen Ufer des Tajo ernstlich verschanzt hatte.

Jedes Unternehmen gegen ihn würde ein mißliches Wagstück gewesen seyn, und Massena hielt es daher für ratsamer, am diesseitigen Ufer erst abzuwarten, bis Verstärkungstruppen zu ihm stoßen würden. Dies verzögerte sich indessen doch von einer Woche zur andern, und da man nach gewohnter Weise, sich nicht mit hinlänglichen Nahrungsmitteln versehen hatte, brach endlich eine solche Hungersnoth im französischen Lager ein, daß jeder, der eine Maus oder Ratte zum Schmause erhaschen konnte, sich vor seinen andern Kameraden glücklich pries. Drüben lebten die Engländer im Ueberflusse, und wußten wohl, wie es am Ende noch kommen könne mit den Feinden. Eines Tages stand ein Franzose auf den Vorposten des diesseitigen Ufers des Flusses; ein Engländer am jenseitigen Ufer gieng auf und ab. Jener mochte vor Hunger nicht gehen; dieser wollte nicht stehen um der Verdauung willen. Auf einmal wendete er sich um, hielt dem Franzosen einen vollen Beutel entgegen, und rief ihm in gebrochenem Französisch zu: „Franzmann! brauchst du Tabak?“ — „O ja! antwortete dieser, gib ihn her.“ — „Kannst du schwimmen, rief jener wieder, so komm herüber.“ Das sagte er in einem so ehrlichen Tone, daß der Franzose es weiter nicht bedenklich fand, sich anzuziehen und über den Fluß an's jenseitige Ufer zu schwimmen. „Bravo Kamerad! rief ihm der Britte entgegen und schüttelte ihm die Hand; du hast doch noch Courage! Da nimm den Beutel. Brauchst wohl auch noch Brod und Rum?“ — „Ach ja wohl! antwortete der Franzmann.“ — Hier nimm diese Flasche, sie ist voll, und da ist auch Zwieback.“ So sprach der Engländer; wickelte alles sorgfältig in ein Tuch, befestigte

ihm das Bündelchen am Halse, und schickte ihn mit den Worten wieder fort: „Nun schwimm in Gottes Namen wieder hinüber; du bist ein wackerer Kamerad.“ Der Franzose bedankte sich, und trat seine Rückreise zum Erstaunen seiner Kriegsgenossen wieder an, die ihn für einen Ausreißer gehalten hatten, und ihn nun wieder so sonderbar bepackt daher schwimmen sahen. Freulich wohl hätte er Strafe verdient. Als er aber auspackte und dem Hauptmann auch einen kleinen Antheil von dem unschätzbaren Geschenke darreichte, war alles vergeben und vergessen, und der Soldat fand seine Kühnheit reichlich dadurch belohnt, daß er nun doch auf einige Tage wenigstens gegen den Hunger gesichert war. In der Folge des Krieges wurde sein Regiment fast ganz aufgerieben, und mit Wenigen die mit heiler Haut davon gekommen waren, kam er nach Frankreich zurück. In Toulon, wo er einige Zeit bleiben mußte, hörte er, daß in dem dasigen Lazareth verwundete Engländer lagen, und da er seit jener Begebenheit eine gewisse Liebe zu dieser Nation gefaßt hatte, beschloß er, hinein zu gehen, um die verwundeten Gefangenen zu besuchen. Kaum aber war er in das Zimmer getreten, als er, zu seinem nicht geringen Erstaunen, denselben Engländer, der ihn so großmüthig beschenkt hatte, mitten unter den Kranken fand. Auch dieser erkannte den Franzosen sogleich, und die Freude über ein so unverhofftes Wiedersehen war unbeschreiblich. Täglich besuchte nun der Franzose seinen Britten, bis das Gebot zum weiteren Marsch das Freundschaftsbündniß auf immer löste. Noch am letzten Tage tätowierte der Engländer mit einer Nadel die Anfangsbuchstaben seines Namens und das englische Wappen

sehr geschickt auf des Freundes Arm, und dieser war stolz darauf, ein solches Andenken zu haben, und zeigte es unter andern seinem Wirthe in Leipzig, dem er auch die Geschichte erzählte, die wir unsern Lesern mitgetheilt haben.

Die Boa = Schlange.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Sie ist die größte aller Schlangenarten und verdiente wohl den Namen Riesenschlange. Sie lebt in Ostindien und auf den ostindischen Inseln, in Afrika und in Südamerika und hält sich gewöhnlich in wenig bevölkerten Gegenden, in dichten Waldungen, auf Bäumen, an Flüssen und in Morästen auf. Sie kann sehr gut schwimmen. Ihre Länge ist nach dem Alter und nach dem Klima verschieden, und beträgt von 30 bis 50 Fuß. Die Dicke ist dieser Länge verhältnißmäßig und die größten sind in ihrer Mitte Manns dick. Ihre Haut ist gelblich grau. Der Rücken ist kettenförmig mit länglich runden, braunröthlichen, oft auch ganz rothen Flecken gezeichnet, neben denen sich kleinere, aber in keiner regelmäßigen Ordnung befinden. Von allen andern Schlangen unterscheidet sie sich durch die untere Oberfläche ihres Schwanzes, der durch mit einander verbundene Schilder oder Schuppen, was auch bey dem Unterleibe Statt findet, bedeckt ist. Sie hat keine Klapper an dem Schwanze. Der Kopf gleicht einem Krokodilkopfe und der weite Nachen, der wohl einen Hirsch verschlingen kann, ist mit vielen Zähnen besetzt, die aber nicht zum Zermalmen des Raubes dienen, sondern diesen nur festhalten. Gift hat sie

Die Boa-Schlange.



gar nicht. Sie heißt in Südamerika Amaru-, in Surinam Abomaschlange. Ehemals ward sie von den Antis in Peru angebetet, daher ihr Name, und dies geschieht noch in Guinea mit einer Art dieser Schlange, welche Juidaschlange heißt, aber noch nicht hinlänglich bekannt ist.

Auf ihre Beute lauert sie im Hinterhalte. Junge Büffel, Rehe, Antilopen, Hirsche und andere Säugthiere umschlingt sie so fest, daß sie ersticken, saugt ihnen das Blut aus und zerbricht durch ihr Zusammendrücken alle Knochen des Thiers, rollt es dann in ihrem Rachen herum, wodurch es mit Speichel und Schaum bedeckt wird und die Gestalt einer Mudele erhält, die sie dann, frenlich mit Mühe, ohne sie zu zerkauen, nach und nach in ihren Magen hinunter würgt. In diesem Zustande kann sie ihren Feinden keinen Widerstand leisten und muß oft auch ohne diese unkommen, wenn sie einen starken Hirsch hinterzwingen will und dies wegen seines großen Geweihs nicht möglich ist. Daß sich übrigens der Leib der Schlangen ungemein ausdehnen kann, sieht man bey den, bey uns einheimischen Schlangen, deren Leib kaum einen Daumen dick ist und die doch einen großen Frosch verschlucken können. In Ceilan winden sich die dortigen Abgottschlangen an hohen Bäumen mit dem Vordertheile ihres Körpers hinauf und lassen nur ihrem Schwanze freyen Spielraum. Geht ein Reh oder Hirsch, oder ein anderes Thier vorbei, was sie von oben gut bemerken können, so geben sie ihm mit dem Schwanze einen so gewaltigen Schlag auf den Rücken, daß das Rückgrat zerbricht, das Thier nicht weiter gehen kann und zur Beute der gefräßigen Schlange wird. Außer den größeren Thieren frißt sie auch Vögel mit ihren Eiern,

Erdchsen, kleinere Schlangen und andere Amphibien. Mehrere afrikanische und südamerikanische Völker, welche diese Schlange nicht anbeten, speisen ihr Fleisch, das sehr wohlschmeckend und fett ist, und trocknen ihr Fell, das unter ihnen ein theurer Handelsartikel ist.

Ein sehr reicher Gutsbesitzer im nördlichen Theile von Südamerika schickte einmal einen Soldaten mit einem Eingebornen in einen Wald, um wilde Vögel zu schießen. Der Indianer gieng vorweg und setzte sich um auf etwas zu schießen, auf einen anscheinenden Baumstrunk, der sich bald zu bewegen anfeng. Als der Indianer merkte, daß er auf einer großen Schlange saße, starb er aus Schreck. Der nicht weit entfernte Soldat, der den Vorgang gesehen hatte, schloß nach dem Kopfe der Schlange, die, da er sie gut getroffen hatte, augenblicklich todt blieb. Jetzt eilte er seinem Begleiter zu Hülfe, fand ihn aber todt. Der Soldat erzählte den Vorfall bey seiner Zurückkunft, und man ließ das Thier nach der Pflanzung bringen. Es war 36 Fuß lang. Die Haut ward getrocknet und für die Sammlung des Prinzen von Oranien ausgestopft.

Einem Matrosen eines malajischen Schiffs, das nach dem Haven von Amboina bestimmt war, aber nicht am Tage in denselben einlaufen wollte und deshalb bey Celebes ankerte, begegnete i. J. 1799 folgender Vorfall. Er begab sich an's Land, um in den dortigen Wäldern Betelnüsse zu suchen. Bey seiner Rückkehr legte er sich am Ufer schlafen. Gegen Mitternacht hörte man auf dem Schiffe sein klägliches Geschrey um Hülfe und seine Kameraden eilten ihm beyzustehen. Allein es war zu spät. Eine große Schlange von der hier beschriebenen Art hatte ihn erdrückt

und getödtet. Da des Thiers ganze Aufmerksam-
keit auf seine Beute gerichtet war, giengen
die Matrosen dreist auf dasselbe zu, hieben
ihm den Kopf ab und schleppten die Leichen
des Matrosen und der Schlange auf's Schiff.
Sie hatte den armen Matrosen bey dem Ge-
lenke der rechten Hand gefaßt, wo man noch
deutlich die Spuren ihrer hakenförmigen
Zähne sah und ihn durch ihr Umschlingen
erdrückt. Diese Schlange war 30 Fuß lang
und so dick, als ein gewöhnlicher Mann.
Die Oeffnung der Kiemladen war groß ge-
nug, einen Menschenkopf zu fassen.

Auf der Insel Java überwältigte unlängst
eine Riesenschlange einen starken und großen
Büffel. Sie war in dem Schilf an einem
Teiche versteckt und lauerte auf irgend eine
Beute, als ein Büffel an den Teich kam, um
seinen Durst zu löschen. Sogleich schoß sie
auf das erschrockene Thier los, schlana sich in
gewaltigen Krümmungen um dasselbe, und
bey jeder Umschlingung hörte man die
Knochen des Thieres krachen, welches einen,
einer abgeschossenen Flinte ähnlichen Ton
gab. Vergebens war alle Anstrengung und
Gedrüll des Büffels. Sein mächtiger Feind
schnürte ihn so dicht und so stark zusammen,
daß endlich alle seine Knochen in Splitter
zerbrochen und von eben der Beschaffenheit,
wie die eines Missethätters waren, der ge-
rädert worden ist. Wie der ganze Körper
nur noch eine unförmliche Masse bildete,
wickelte sich die Schlange ab, um ihre Beute
bequemer zu verzehren. Um ihr einen leicht-
eren Weg durch ihren Schlund zu verschaffen,
beleckte sie das Aeußere der Fleischmasse und
überzog sie mit Schleim. Zuletzt steng sie an,
sie von dem Ende einzuschlucken, welches am
leichtesten durch den Schlund heruntergehen
konnte, und ihr Hals erweiterte sich so sehr,

daß ein drey-mal dickerer Körper, als der-
selbe, durch ihn hätte gehen können.

Haben sich diese Schlangen recht voll ge-
fressen, so werden sie unbehüllich und stief.
Dann kann man sich ihnen ohne große Furcht
nähern und sie tödten. Sie können lange
Hunger ertragen. Wenn sie aber einen guten
Fang gethan und sich dick gefressen haben,
gleichen sie den Schwelgern, die ihren Magen
mit Leckereyen überladen, werden träge und
überlassen sich dem Schlafe, den sie in irgend
einem verborgenen Winkel suchen, um daselbst
ruhig, während des Schlags zu verdauen.
In diesem Zustande kann man sie ungemein
leicht tödten, da sie keinen Widerstand thun
können. Ein nackter Indianer fürchtet dann
nicht sie anzugreifen, da sie so wenig entfliehen,
als sich vertheidigen können. Wann sie aber
nach beendigter Verdauung aus dem Schlafe
erwachen, so kommen sie mit dem stärksten
Hunger aus ihrem Lager und alles Wild ent-
flieht bey ihrer Annäherung.

Der englische Hauptmann Stedman,
der fünf Jahre den Holländern in Surinam,
einem an der Südküste des Mexikanischen
Meerbusens gelegenen, ungemein fruchtbaren
und bewässerten, jedoch auch von vielen schäd-
lichen Thieren bewohntem Lande, diente und
sehr belehrende Nachrichten über diese Gegend
gegeben hat, erzählt Folgendes von dieser
merkwürdigen Schlange. Wie er einst auf
dem Zuge gegen die, in die Wälder ent-
wichenen, aufrührischen und von Raub und
Mord lebenden Neger in einer Schaluppe auf
dem Kollitastusse nach Barbatuba fuhr, mel-
dete man ihm, man habe im Gebüsche etwas,
einem Menschen Aehnliches gesehen, das
aber, auf Zurufen der Schiffswache keine
Antwort gegeben habe. Trotz seinem Fieber
stieg Stedman sogleich in einen Kahn,

ließ sich an die Stelle hinrudern, welche die Wache bezeichnet hatte und begab sich mit einer Bedeckung an's Land, um sich des entlaufenen Sklaven, der entweder ein Spion war, oder auf Raub ausgleng, zu bemächtigen. Einer seiner Sklaven, Namens David, behauptete aber, es wäre kein Neger, sondern eine sehr große Schlange gewesen, die sich gewöhnlich nicht weit vom Wasser aufhalte und leicht durch einen Schuß zu erlegen sey. Da Stedman kränklich war und sich nur mit Mühe durch das Dickicht und den Sumpf drängen konnte, befahl er seinen Leuten, sich wieder einzuschiffen. Wie ihn aber David bat, er möchte es ihm allein erlauben, das nicht weit entfernte Thier zu erlegen, wobey gar keine Gefahr sey, so entschloß sich Stedman, dies selbst zu thun. Doch mußte ihm sein Sklave folgen, den er zu erschließen drohte, wenn er ihn mathwillig in Gefahr brächte oder ihn verliesse. Dieses ließ sich David gefallen. Stedman lud seine Flinte mit einer Kugel, der Neger öffnete mit einem Beile den Weg vor ihm durch das Gebüsch und ein Seefeldat folgte ihm mit drey stärker geladenen Musketen, um sich ihrer im Nothfalle zu bedienen.

Raum hatten sie 20 Schritte im schlammigen Sumpfe zurückgelegt, als der Neger, der nach allen Seiten scharf um sich her blickte, mit einem Male aufsprang und rief: „Die Schlange! die Schlange!“ Sie lag unter abgefallenen Blättern und Zweigen der Bäume zusammengerollt und hatte sich so geschickt darunter versteckt, daß Stedman nicht gleich den Ort ihres Kopfes auffinden konnte, da sie doch nur 16 Schritte von ihm entfernt war. Aber bald erblickte er ihn durch das Spiel seiner doppelten Zunge und die großen funkelnden Augen, die Feuer zu sprühen schle-

nen. Um sicherer zu zielen, legte er nun seine Flinte auf einen Baumast. Der Schuß traf nicht den Kopf, sondern nur den Leib des Thieres, das sich erhob und mit solcher Gewalt um sich her schlug, daß alles Gesträuch umher zerknickt ward, und durch die Schläge ihres Schwanzes der Schlamm und Roth weit über Stedman und seine Begleiter hinweg flog. Sie machten sich auf die Flucht nach ihrem Kahn. Der Neger versicherte aber, die Schlange verfolge sie nicht und würde in kurzer Zeit wieder ganz ruhig seyn; erbot sich auch, bey einem zweyten Versuche vor Stedman herzugehen, bis er schloßen würde. Dieser ließ sich dann auch, ihm zu folgen, bereden. Die Schlange hatte sich wenig von ihrer vorigen Stelle entfernt und lag ganz ruhig da. Stedman schoss abermals auf sie, traf aber wieder den Kopf nicht, sondern verwundete sie nur leicht. Voll Ingrimm schleuderte jetzt die Schlange einen solchen Regen von Roth und Schlamm auf ihre Feinde hin, daß Stedman der Sache überdrüssig ward, abermals mit seinen Leuten dem Kahne zu eilte und vom Ufer abzustossen befahl. Aber sein Neger bat ihn so dringend, ihm zu erlauben, die Schlange zu tödten, daß er sich entschloß, in seiner Begleitung noch einen Versuch zu machen. Beide giengen nun näher auf die Schlange zu und feuerten, da der Neger diesmal auch bewaffnet war, zugleich auf sie ab und es gelang, der Schlange eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Sogleich eilte David in das Boot zurück und holte ein Seil, um die Schlange fortzuschleppen. Aber es war keine leichte Sache, der, zwar tödtlich verwundeten, aber noch immer lebenden und sich in vielen verschiedenen Richtungen krümmenden Schlange sich nur zu nähern, geschweige denn ihr eine

Schlinge um den Hals werfen zu können, was dessen ungeachtet der Neger mit bewundernswürdiger Gewandtheit bewerkstelligte, so, daß man sie nun an das Ufer hinziehen konnte. Hier wurde das Seil an den hintern Theil des Rahns befestigt und die Schlange schwamm hinter demselben, wie ein Al, her. Sie war etwas über 22 Fuß lang und so dick, wie ein gesunder 12jähriger Knabe. Die Neger versicherten, sie sey nur halb ausgewachsen und noch jung.

Nun machte man Anstalten, ihr die Haut abzuziehen und das Fett und Fleisch zu benutzen. David kletterte also mit dem Ende des Seils auf einen Baum, zog es über einen starken Ast und gab es einigen andern Negern hin, welche nun die Schlange am Baume in die Höhe zogen und so im Schweben erhielten. Hierauf verließ David, mit einem scharfen Messer zwischen den Zähnen, den Baum, klammerte sich mit den Beinen und einem Arme um die Schlange an und zog ihr, mittelst des Messers, so wie er an ihr weiter nach unten herabfuhr, die Haut ab, obgleich die Schlange noch lebte und sich krümmte und wand. „Ob ich gleich überzeugt war,“ fügt hier Stedman hinzu, „daß dieses Thier ihn unmöglich noch beschädigen konnte, so war es mir doch unmöglich, nicht bey dem Anblicke eines ganz nackten, schwarzen und mit Blut bedeckten Menschen, der sich um den schlüpfrigen und noch lebenden Körper einer ungeheuern Schlange mit Armen und Füßen bewegte, eine starke innerliche Bewegung zu fühlen.“

Diese Arbeit war aber nicht ohne Nutzen. Außer der, dort sehr geschätzten, Haut wurden mehr als 16 Pinten reines Fett, oder vielmehr Del, dadurch gewonnen, welches Stedman dem Hospitale zu Devils Harwar schenkte,

wofür ihm dortige Aerzte vielen Dank sagten, weil es besonders bey Quetschungen sehr heilend ist. Nachdem der Schlange die Haut abgezogen und die Eingeweide herausgenommen waren, lebte sie doch noch, und ein alter Neger sagte, sie stirbe erst nach Sonnen-Untergang. Die Neger schnitten darauf den Körper in mehrere Stücke und brateten sie, mit der Versicherung, es gebe ein nicht nur sehr schmackhaftes, sondern auch ein sehr nahrhaftes Essen. Trotz dieses Lobes konnte sich Stedman nicht entschließen, etwas davon zu essen.

In Ostindien soll es Gaukler geben, die diese ungeheure Schlange, wie die Brillenschlange, zu allerhand Künsten abzurichten verstehen.

Sonderbarkeiten.

Bei einem Ball, den der Herzog von Bourbon in seinem Hotel zu Paris gab, hatte ein Schweizer Soldat von Appenzell, der Schildwache stand, die Ordre, keine Maske einzulassen. Der Abbé l'Uttaigeant, durch die Rubinen seiner Riesennase, wie durch seine hübschen Lieder in der Hauptstadt bekannt, trat in die Thüre. „Die Maske weg!“ rief der Schweizer, indem er ihn abwehrte. „Steht er denn mein Gesicht nicht, guter Freund?“ „Frenlich wohl,“ erwiderte der Schweizer, „aber die große Nase ist doch wohl nur Pappendeckel!“ — Zugleich greift er nach ihr, und als er findet, daß sie mit dem übrigen Gesicht genau zusammenhängt, wandte er sich in milderm Tone zum Abte: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich glaubte nicht, daß diese Nase Ihnen angehören könnte. Spazieren Sie herein.“

Ein Bacchus-Berehrer der den edeln Rebensaft etwas zu viel gekostet hatte, und diesem zufolge beim Nachbarzugehen mit seiner Nase und der Hausthüre in Collision kam, verfügte sich des andern Tags zu einem Maler und bat ihn, er möchte ihm, für Geld und gute Worte, die fatale Stelle an seiner Nase etwas fleischfarb anstreichen.

Unter Kaiser Joseph II. wurde ein Juden-Regiment errichtet. So oft der Offizier das Commandowort ausgesprochen hatte, lief es wie ein Lauffeuer die Glieder hinunter. „Achtung! hat er gesagt, hat er gesagt!“ Am Ende rief dieser unwillig: „Halts Maul!“ und die Reihen tönten wieder: „Halts Maul, hat er gesagt, hat er gesagt.“

Drey junge muthwillige Bursche begegneten einem alten Juden, den sie spotten und necken wollten. „Guten Morgen Vater Abraham! rief der Erste. Guten Morgen Vater Isak! setzte der Zwente hinzu. Guten Morgen Vater Jakob! rief der Dritte.“ „Sie irren sich, meine Freunde,“ versetzte der Jude lächelnd, „ich bin weder Abraham noch Isak oder Jakob, sondern Saul, der Sohn Ais, welcher ansgien seines Vaters Esel zu suchen, und siehe, hier hab' ich sie gefunden!“

Ein Bauer fragte einen Matrosen, der die Paulskirche in London mit ihm betrachtete: „Aber Freund, was stellen die Figuren auf dem Dache vor?“ „Die zwölf Apostel.“ „Nicht doch Freundchen! es sind ja nur sechs.“ „Dummer Kerl! Warum soll das

ganze Duzend immer oben stehen? Sie wechseln ab.“

Der Prodigier Clark zu Hull, hatte neulich auf einmal vier Ehepaare zu kopulieren, wobei sich folgende besondere Umstände zutrugen. Der erste Bräutigam hatte den Trauring vergessen, und mußte deshalb einen in der Kirche leihen. Bey dem zweyten Paar hatte die Braut den Finger verloren, woran man gewöhnlich den Ring steckt. Bey der dritten Trauung schrie ein Mann laut durch die Kirche, er wolle es gefeglich beweisen, daß die Braut schon einen Mann habe. Bey der vierten raunte eine Freundin der Braut dem Prediger ins Ohr, daß er sich doch, so viel wie möglich beeilen möchte, da die Braut in Kindesnöthen sey.

Listige Manier seinen Schulden los zu werden.

Ein Partikulier zu Paris suchte sich auf eine sinnreiche Art von einem lästigen Gläubiger zu befreien. Er gieng zu dem Ende nach der Porzellanfabrik zu Sewers, ließ dieselbe zeigen, und wie er an den Ort kam, wo die Stücken von den zerbrochenen oder nicht gelungenen Vasen lagen, bat er um Erlaubniß von diesen Bruchstücken welche mitnehmen zu dürfen. Nachdem man es ihm bewilligt hatte, nimmt er eine große Menge davon mit, stellt sie auf einen Tisch nahe bey der Thür, so daß man nicht herein kann, ohne denselben umzuwerfen. Am folgenden Morgen kommt der Gläubiger, macht mit Hestigkeit die Thür auf, und wirft den Tisch mit dem Porzellan um. Der Schuldner springt auf, tobt, und erklärt demselben, daß

Sie
tte
pu-
m-
tte
alb
ten
en,
Ben
auf
be-
um
un-
dafi
ten
ep-
os
auf
au-
de
leß
m,
der
im
che
es
sche
sch
in
ol-
cht
en
da
n

daß er ihm ein Déjeûner Service zerbrochen habe, welches nochmals so viel werth sey als er ihm schuldig wäre. Der trostlose Gläubiger ist also nur froh, daß er mit der ihm schuldigen Summe zufrieden ist, und giebt ihm den Wechsel zurück.

Wie gut es ist wenn man einander versteht.

Ein gewisser Herr hatte einen Hund, der mit besonderm Eifer und Kunst dem Fang der Feldmäuse oblag. Alle Tage im Herbst gieng er aufs Feld, grub den Mäusen nach, und sieng sie. Sobald er aber aus dem Hause kam, so kamen auch zwey Krähen und begleiteten ihn. Grub er dann eine Maus aus, so biß er sie todt, und gab sie den Krähen in den Schnabel, die sie dann fraßen. Gieng der Hund heim, so kehrten sie auch zurück in den Wald und ruhten aus; kam der Hund wieder aufs Feld, so waren seine guten Freunde auch gleich wieder bey der Hand.

Diese Geschichte geschah in Deutschland und wird von einem wahrhaften Manne erzählt, und ich habe dabey gedacht, daß es auf der Welt viel lustiger zu leben wäre, wenn die Menschen einander auch so gerne dieneten, wie hier die Thiere. Und da Ihr alle die Krähen gar gut kennet, so will ich Euch

von den Krähen

erzählen. — „Ja sagt Ihr, wir kennen sie wohl und schießen sie todt wo wir können.“ Aber daran thut Ihr, mit Euerer Erlaubnis so gar eben recht nicht. Denn das Thier hat seinen großen Nutzen. Wahr ist's, schön singen sie nicht, aber ich auch nicht,

und bin doch froh, daß man mich leben läßt. Sie fressen freylich manche Kirsche, Birne, Pflaume; — sie fressen junge Hühner und Enten, und den Hühnern das Futter von dem Schnabel weg. Aber Ihr dürft sie nur von Häusern und Scheuern verscheuchen, wo sie freylich nichts zu thun haben. Auf dem Felde aber, da laßt sie nur machen, denn da sind sie Eure guten Freunde, und verzehren eine Menge schädlicher Thiere, Mäuse, Werren, Inger (Engerech, Käferwürme), Käfer, Regenwürmer, Schnecken, Frösche, Kröten, Uas und verreckte Thiere. Auch Krebsse fangen sie; aber wenn sie einen solchen ihren Jungen in's Nest bringen, so brechen sie ihm zuerst die Scheeren ab, damit er ihre Kinder nicht beschädige. Und darum sind sie gescheidter als viele von Euch, die ihre Kinder unvorsichtig mit Messer, Scheere, oder gar mit Schießgewehr gaulteln lassen. — Daß sie auch Geld und alle glänzende Sachen gerne stehlen, ist freylich schlimm, aber sie thun's aus Dummheit. Aber der Schelm der mir das Holz vom Hause stiehlt, der weiß daß er ein Schelm ist, und darum mag er sich in Acht nehmen, daß ich ihn nicht einmal auf den Pelz brenne. Er verdient das besser als die Krähen.

A h a!

Ein ehrlicher Bauer kam einmal zu einem Notarius in der Stadt, der in hübschen Rahmen hinter Glas eine Sammlung von Sommervögeln (Fyfoltern), Käfern und andern Insekten auf Nadeln gesteckt an der Wand hängen hatte. Lange gaffte der Bauer die Dinger mit offenem Maule an. Endlich sieng er an: Hm! Hm! Hm! Hm! — Der Notar belustigte sich an seiner Verwunderung

und fragte: „Nun, gefällt Euch das?“ —
Ja, meinte der Bauer, aber — sagt mir
numme, was macht ihr o darmit? „Ja,
sagte der Herr, im Frühling lasse ich sie
wieder fliegen!“ — Aha! meinte der Bauer,
indem er die Augen weit aufsperrte, als hätte
er einen großen Fund gethan: „Aha! i ha
„geng nit gwüßt wo die arme Thierli o im
„Winter hi chöme. Fez gsehn i wohl, Ihr
„helt si hbeizt bis im Ustig.“

Der kann auch Verse machen.

In einem gewissen Kirchthurm hier in
der Schweiz steht an der Mauer folgender
Vers angeschrieben, der an Schönheit und
Richtigkeit des Sylbenmaßes nicht seines
gleichen hat.

In diesem Thurn.

Ward Ao. 1798. als die Franzosen kamen
die Stadt zu belagern und zu verbrennen
geläutet Sturm!

Eben so sinnreich reimte ein anderer:

Es war einmal ein Mensch
Der fuhr in einem Mensch-
litten, und fiel um,
Denn er war dumm.

In einem Wirthshaus las ich folgenden
Reim:

Essen und Trinken erhalt das Leben,
Doch kann der Wirth nichts thun vergeben
Darum wenn sich die Gäst erlaben
So will der Wirth doch auch was haben.

Dem schrieb ein Spatzvogel darunter
folgendes:

Ja, ja! der Wirth soll auch was haben
Wenn sich bey ihm die Gäst erlaben.

Doch trinken sie Wasser und zahlens für Weth,
Und das Herr Wirth soll nicht so seyn.

Am besten hat's der mit Reimen getroffen
der über seine Hausthür schrieb:

O Müntschenkind! hab doch Verstand
Weil dies Haus ist zum Esel genannt.

Nützlichkeit des Badens.

Der gelehrte Hufeland sagt in seiner
vortreflichen Schrift über lau warme
Bäder: Es wäre sehr zu wünschen, daß
man seinen Vorschlägen Aufmerksamkeit
schenkte, und die öffentlichen Badhäuser und
Bäder wieder in ihre alten Rechte einsetze,
die sie so ungerechter Weise verloren haben.
Dann erst, wenn man die Bäder wieder für
ein unentbehrliches Stück der Erziehung und
der ganzen Lebensdiät halten wird, wenn
man jede Woche für verloren halten wird,
die man ohne diese Reinigung und Erfr-
schung zu geben, durchlebt hat, dann erst
können wir hoffen, daß die Gliedersucht,
die Krämpfe, die Hypochondrie und alle die
Uebel, an denen unser Zeitalter schleichend
dahin welkt, aufhören, die Kraft und Festig-
keit unsrer deutschen Vorfahren zurückkehren,
und wir den Segen unsrer Nachkommenschaft
einerndten werden. Wer diese kleine Schrift
gelesen hat, der kann sich des Wunsches nicht
erwehren: Möchtest du doch tagtäglich also
baden können! und möchte doch alles Volk
sein unreines Wesen von sich thun, alle Wochen
wenigstens einmal! — In Rußland geschieht
dies regelmäßig und zwar in Dampfbädern.
Dort hat fast jeder Bauer sein eigenes Bad-
häuschen. In St. Petersburg sieht man
Sonnabends, den ganzen Nachmittag, einen
Strom von Menschen gehen und fahren nach

den öffentlichen Badehäusern. Hier badet man für fünfzehn Kopelen, auch für zwey Rubel. In der wohlfeilsten, sehr geräumigen Badstube sieht man wohl hundert Menschen, groß und klein, beisammen. Keiner bekümmert sich um den andern. Jeder hat genug mit sich zu thun. Eine breite Treppe führt bis nahe an die Decke der Stube. Auf der obersten Stufe ist die Hitze brennend. Die schwitzenden Körper reibt und wäscht man ab mit Seife und Flanell, und zwar auf Bänken und Britschen. Den Beschluß der Reinigung macht man dadurch, daß man sich nach und nach mehrere Eimer Wasser (kalt oder warm) auf den Kopf gießt, wodurch die Haut des ganzen Körpers abspült wird. Jetzt verläßt man das qualmige Paradies, und tritt in das austosende Ankleidzimmer, wo man sich vorher entkleidet hatte. Krätze, Griind und andere Ausschläge sind bey den Russen weit seltener als bey uns. Die Russen sind zum Gesang und zur Fröhlichkeit weit mehr gestimmt, sie haben den Sinn des Vergnügens in weit reicherm Maasse, als wir. Wenn man dem russischen Bauer erzählt, daß jemand sich erkältet habe, so giebt er zur Antwort: was ist denn das für eine Krankheit, vermuthlich eine herrschaftliche? Dessenliche Blätter erwähnten vor Kurzem, daß unter den im vorigen Jahre in Rußland Verstorbenen sich Tausende befunden hätten, die weit über 100 Jahre alt geworden waren. Ob die russischen Dampfbäder wirklich unter die Mittel gehören, das menschliche Leben zu verlängern, und jedweden gesünder und seines Lebens froher zu machen, dieß zu behaupten, wage ich nicht, aber so viel weiß ich aus eigener Erfahrung, so oft ich ein solches Bad genommen hatte, so fühlte ich mich

zehn Jahre jünger und einige Tage darauf um vieles heiterer, leichter und fröhlicher, als vor dem Bade. Das Dampfbad wird in Rußland als ein Universalmittel geschätzt und gebraucht. Fühlt sich Jemand nicht wohl, so geht er vor allen Dingen ins Bad Personen die sich mit schwitzendem Körper der Zugluft ausgesetzt, und auf den Tod erkältet hatten, werden so gelähmt und kontrakt ins Schwitzbad gebracht, und gewöhnlich sieht man dieselben genesen heraus kommen. Das Bad wirkt zwar zunächst bloß auf die Oberfläche des Körpers, bringt aber dennoch auch im Innern bald die wohlthätigsten Wirkungen hervor. Von ähnlicher Wirkung scheint (ohne Bad) das bloße Reiben der Haut mit Flanell zu seyn. Man erzählt von einem Greise der Vorzeit, er habe durch ein solches tägliches Reiben die Erwartung der Aerzte vereitelt und die gegen ihn aufgehobene Hand des Todes viele Jahre von sich abgehalten. Ein Kind, das trotz aller Versuche und Gegenmittel verschiedener Aerzte immer magerer und elender wurde, ist endlich ohne Arznei wieder hergestellt worden, bloß dadurch, daß man auf ärztliches Anrathen dem kleinen Patienten alle 2 Stunden frische Wäsche anzog, mehrere Wochen hindurch.

Der Ehestand.

Es sagt der kurzweilige Pater Abraham a Sancta Clara vom Ehestand folgendes: Es giebt viel unbesonnene Adamskinder, wenn man vom Ehestand redet, so spitzen sie die Ohren, wie die Schimmel wenn sie sehen den Habersack schütteln, und meinen, es sey dieser Stand ein lauterer Himmel. Ja, ein Himmel! wie wenig einer in einen

Fluß guckt und sieht darln den blauen Himmel. Springt er hinein, so muß er ersaufen! Darum müssen Eheleute einen guten Kopf haben, dann sie müssen gar oft das Striegeln leiden: — sie müssen gute Zähne haben, denn sie müssen gar oft etwas verbissen: — sie müssen einen guten Magen haben, denn sie müssen gar viel Hartes verdauen: — sie müssen einen guten Rücken haben, denn sie müssen gar viel ertragen: — sie müssen gute Füße haben, denn der Schuh drückt sie gar oft hart; mit einem Wort, Geduld ist die beste Haussteuer für Eheleute. Daher liebe Leute, so euch das Maul wässert nach dem heiligen Ehestand, so leget zuvor alles wohl auf die Waagschale, und fahret nicht zu gäh in den Haberbren, damit ihr euch das Maul nicht verbrennet.

Ein erbaulicher Liebesbrief.

Ich schick' dir, Liebe, tausend Grüße
 Vom Kopfe bis zu dem Fuße;
 O herzeliebte Berena mein,
 Du bist mir süßer weder Wein.
 Wenn ich der Sonne schöne Pracht
 Und auch den Mond zugleich betracht
 So muß ich immer an dich denken.
 Mein Herz stetz an dein Herze henken
 Und spreite meine Arme aus
 Und weine damit allen Graus
 Daß du so hart bist wie ein Stein
 Und willst stetz nicht mein Weib seyn.
 O herzeliebste Berena
 O nimm mich doch zu deinem Ma.
 Ich beschwer dich bey dem Sonnenschein
 Bey dem Mond und den Sternenlein,
 Bey dem Leben und bey dem Tod
 Bey dem Heben täglichen Brodt,

By dem Wasser und bey dem Wein
 Du wollest doch bald werden mein.
 Ach ich muß sonst mit vielem Trauren,
 Vor Herzeleid noch gar versauern.
 Viel lieber wollt ich wäre tod
 Als leben und sterben in solcher Noth.
 O du mein Liebt du mein Leben
 An deinem Herzen thu ich kleben
 Als wie am Boden eine Floh.
 O wär es dir doch auch also!
 (NB. Hieran ist nur die Orthographie et-
 was verbessert, und das Ende aus Gründen
 weggelassen.)

Der weise Hufschmied.

In einem kleinen Städtchen des Cantons
 B. ließ sich der dortige Schmied verlauten,
 die wildesten Pferde auf englische Manier,
 und ganz ohne Gefahr der Umstehenden zu
 beschlagen. Ein Bauer, welcher ein drey-
 jähriges Pferd hatte, das im Dorfe nur
 der Esel genannt wurde, und nächstens zu
 Markte geführt werden sollte, gieng nun
 zum Schmied um beschlagen, oder wie an
 vielen Orten gesprochen wird, die Füße ver-
 täfeln zu lassen. Nachdem die nöthigen Huf-
 eisen fertig waren, so wurden drey Mann
 beordert um das Pferd fest zu halten, der eine
 hinten, der andere vornen, und der dritte
 mußte die Zunge des Pferdes fest halten.
 Nun fieng der Schmied an, seine Operation
 zu machen, allein das Pferd wollte nichts
 vom Bertäfeln wissen, schlug hinten und
 vornen aus, der Schmied immer rufend:
 fest gehalten! Auf einmal schlug das Pferd
 so heftig aus, bäumte sich, und der Herr
 Bertäfelers samt zwey Festhaltern lag im
 — — D. und dem Dritten blieb die halbe
 Zunge des Pferdes in der Hand. Nun hörte

das Vertäfeln auf einmal auf, der Schmied mit dem Hammer am Boden, der Bauer jammernd um sein Pferd; Alles krömte herbei, um sich nach dieser englischen Vertäfelung zu erkundigen. Als der Schmied wieder zu sich kam, verordnete er dem Pferd kurzes Futter, und fand zugleich rathsam, dasselbe einem Vieharzt zu fernerer Besorgung zu überlassen.

Der Arzt rief nun aus voller Lungen,
O weh! dies Pferd hat keine Zungen!
Hier hilft kein lang noch kurzes Futter,
Verscharrts nur neben seiner Mutter.

Eine neue Mode aus Amerika.

Ich will dieselbe in einer Geschichte erzählen. Ein Wilder in Amerika traf bei seiner Frau einen Liebhaber an, und sofort rüftete er die Bestrafung. Er versammelte das ganze Dorf, klagte den vermeinten Ehebrecher öffentlich an, und fieng nun einen Kampf mit ihm an, wobei beide mit gewaltigen Prügeln bewaffnet waren, welche von den Franzosen Kopfspalter genannt werden. Lange schlugen diese zwey tapfer auf einander los, bis der Ehemann niedergeschlagen wurde. Jetzt nahm seine Frau ihm den Knüttel aus der Hand, und im Hul hatte sie dem sogenannten Liebhaber einen Arm entzwey geschlagen, wobei alle Anwesende eine große Freude bezeugten. — Aber jetzt kommt erst der Spas! Vor lauter Freude gerathen nun die Männer alle einmüthig hinter ihre Weiber und küssen sie? O nein! — Sie prügeln sie vielmehr mit ihren Knütteln, als wollten sie dieselben vor lauter Liebe todt schlagen. Unbegreiflich kam das dem französischen Reisenden vor,

der die Geschichte erzählt. Er wollte eine Frau in Schutz nehmen, die ihr Mann am Kopf blutig geschlagen hatte. Aber wie verwunderte er sich, als die Frau hinter ihn selbst gerieth und ihn zu prügeln anfing, indem sie sagte: „Warum willst du, meinen Mann hindern mich Lieb zu haben?“ Seht liebe Frauen, das ist die neue Mode aus Amerika. Es kommt nur darauf an ob ihr Lust habet dieselbe auch hier Landes einzuführen, und eure Männer zu bitten, daß sie euch eben so lieb haben.

Gute Antwort.

Ein junger muthwilliger Herr aus der Stadt spazierte einmal über Land und begegnete einem muntern Bauernmädchen das in einem kleinen Wägelchen einige junge Schweinchen führte, die mit einem Tuche bedeckt waren, und eben grunzten. „Gieb doch deinen Kindern zu saugen,“ sagte der Herr, „hörst du wie sie schreien?“ — „Verzieht Herr,“ antwortete das listige Mädchen: „I bi numme d's Ehingemeltschi, „zue ne; aber sie hey d'Stimm von ihrem „Aeti g'hört, u dem hey sie g'schraue.“

Sonderbare Manier zu Heyrathen.

Es kommt mancher zu seiner Frau, er weiß nicht recht wie. Indessen ist doch in unserm Lande nur Eine Manier Hochzeit zu halten. Aber nicht an allen Orten geht's damit zu wie bey uns. Bei einigen Völkern in Amerika z. B. bringt der Hochzeiter den Eltern der Braut Geschenke. Werden diese angenommen, so ist der Handel richtig. Mehrere der ältern Gäste dienen als Zeugen, und es wird dabey ein Stoß in so viel Theils

zerbrochen als Zeugen sind, deren jeder ein Stück mit sich nimmt. Wenn sich nachmals die Ehleute aus Mißvergnügen trennen wollen, so werden die nämlichen Zeugen wieder versammelt, die Stücke des Stocks werden verbrannt, und die Ehescheidung ist richtig. „O wenn es doch hier auch so wär, meinte der alte Hühnersepli, ich wollte mit meiner Alten gerne eine ganze Wedele, nicht nur einen Stecken verbrennen. Andere machen's noch kürzer. Der Liebhaber kommt des Nachts in die Hütte seiner Geliebten, und bietet ihr ein brennendes Hölzchen dar. Bläst nun das Mädchen das Hölzchen aus, so ist er — Mann und sie Frau. — Es giebt hier Landsleute die nicht einmal allemal vorher ein Knebel anzünden!!

Die witzigen Küherweiber.

Lezt verfloßenen Frühling fuhren zwey Küherweiber von B... nach Kersaz und hatten einen Küherkarren bey sich, dessen Ladung neben den gewöhnlichen Milchgefäßen annoch in einer ziemlichen Portion Pfänder-Nutzen, einer Rindschaut und einem Paquet Burmtäfelein bestand, welch letzteren zu einem Präsent bestimmt waren. Als sie in das Wz... kamen, fanden sie den dortigen Stäg zu schmal um darüber fahren zu können, und da der Bach etwas stark angelaufen kam, so wurden sie rätzig über den Stäg zu gehen und den Karren an einem Seil durch den Bach zu schleppen. Wie geredt, so gethan; und als das Anziehen begann, so verursachte das Schwergewicht von hinten die Ausleerung der ganzen Ladung. Plötzlich sprangen beyde mit aufgehobenem Zeug in den Bach, um wenigstens

des Butters wieder habhaft zu werden, bey welcher Bewegung aber das Zeug wieder sinken mußte. Ein lautes Gelächter von etlichen Zuschauern machte, daß sie den Butter und Burmtäfelein fahren ließen, und dasjenige retteten, was zu retten war. Nach leise gehaltenem Rath ward beschloßen, nach B... zurück zu gehen, und bey einem treuen und lieben Kellermättli so viel zu entheben, als der Berth des verlorenen Butters betrug, um ihren theuren Ehemännern allen Verdacht gehaltenen Unfalls zu benehmen, die bis auf öffentliche Erscheinnung dieser paar Zeilen noch keine Nachricht, wohl aber einigen Verdacht hatten, daß ihren Ehehälften ein Unfall müßte begegnet seyn; nachdem sie das Tropfen der Weiberkitteln u. der Rühhaut wahrnahmen.

Mrs tuisig's herzig's liebs Mareill,
Wen'd mit dem Charrell chunst zum Bach;
Su schlüpf id Stangli, nimm leis Seil,
Hab d's Jügli uf, u thu fry gmach!
Da Weg hät niemer nüt vernoh,
U wärst nit id Bratig cho.

Der Geizhals.

Ein Geizhals aus Kusa vernahm, daß sich ein Mann in Bassora aufhalte, der ihm an Geiz noch überlegen sey; er gieng zu ihm in der Hoffnung, die verborgensten Geheimnisse dieser schönen Tugend zu erfahren. „Sehn Sie willkommen, sagte der Geizhals von Bassora zu ihm, wir wollen zusammen auf den Markt gehen um unsere Bedürfnisse einzukaufen.“ — Zuerst giengen sie zu einem Bäcker: Habt Ihr gutes Brod? fragten sie ihn. — Zu ihren Diensten, meine Herren, Brod weißer als Butter. „Sie sehen, sagte

der Mann aus Bassora, die Butter ist besser als Brod, mit dem man sie vergleicht; laßt uns Butter holen.“ Beym Butterhändler fragten sie ebenfalls: Habt Ihr gute Butter? „Zu Diensten, frische Butter, so fein an Geschmack als das beste Dehl.“ — „Sie hören, diese Butter wird mit Dehl verglichen, laßt uns Dehl holen.“ Sie verfügten sich alsdann zum Spezereykrämer. Habt Ihr gutes Dehl? „Ich habe vom allerbesten, hell und klar wie Wasser.“ — Nun sagte der Mann aus Bassora, das beste was es giebt, ist also Wasser, ich habe bey mir einen ganzen Topf voll, ich will Sie wohl splendid damit traktiren!“ — Er führte ihn auch wirklich nach Hause, und reichte ihm auch nichts als Wasser, weil es besser wäre als Dehl, so wie Dehl besser war als Butter, und Butter besser als Brod. „Gott sey gelobt, rief der Geizhals aus Kusa, ich bin für meine Reise belohnt, indem ich ein so untrügliches Geheimniß erfahren habe“

Allerley.

In Aachen giebt es eine eigne Kün-Ge-
fellschaft, die bisweilen, aber nicht immer,
etwas Gutes stiftet. So wollte sie neulich
einen Säufer bessern. Sie brachte ihn in
eine Stube, die schwarz behangen war;
auf den Tisch setzte sie ein Licht, und an
dessen beyden Seiten Todtengerippe. In
jeder Ecke des Zimmers setzte sich ein großer
Mann mit einem langen weißen Bart und
Mantel. Als der Säufer erwacht und sich
die Augen gerieben hat, sieht er um sich und
spricht: Was Teufels wo bin ich hier? Nach
etnem langen Selbstgespräch wird er auch
die Männer in den Ecken gewahr. „Wer
bist du?“ rief er dem Einen zu. „Ich bin,

sagt er, Moses.“ Nach einem langen Selbst-
gespräch fragte er auch den andern; dieser
antwortet: „Ich bin Abraham.“ „Ach
so! sieng der Säufer an, dann bist du Isak,
und du bist Jakob. Ich bin also unter die
Erzväter gerathen. Nun, da ihr so alt
send, werdet ihr auch wohl wissen, wo der
beste Schnaps ist, ich habe wieder Durst.“
Für diesmal hatte die Gesellschaft den Zweck
verfehlt.

Ein Wirth fragte seine Magd, ob sie
den Gästen ausser den Speisen und dem
Weine auch das Bier angeschrieben habe:
Sie besann sich ein wenig, und gab dann
Ja, zur Antwort. Wenn du es nicht recht
weißt, sagte der Wirth, so schreibe es
lieber noch einmal an.

Vor Kurzem rühte ein Spafsvogel in
Londoner Zeitungen die Nachricht ein: in
den ersten Tagen der folgenden Woche könne
man bey ihm einen Wagen sehen, der ohne
Pferde fortfahre; er lud alle Mechaniker
ein, ihn zu besuchen, und dies Meisterstück
des menschlichen Geistes zu bewundern. Es
fanden sich wirklich mehrere Mitglieder der
Gesellschaft der Künste an dem bestimmten
Orte, in der Hoffnung ein, ein Wunderwerk
zu schauen; und was bekamen sie zu sehen?
— Einen Schubkarren.

Ein Schnelder hatte eine Geiß, die der
Lehrjunge des Morgens und Abends an der
Straße hüten und weiden lassen mußte. Einst
blieb der Junge mit der Geiß den ganzen
Tag außen, man suchte ihn, konnte ihn aber
nirgends finden. Erst Abends spät kam er

mit seiner Seife daher und trug zwei junge
Böcklein auf den Armen; die Frau Meisterin
nahm ihm dieselben ab, lief damit nach der
Werkstätte und sagte zu ihrem Manne: Ach
Lieber, siehe doch, wie sich unsre Familie
vermehrt hat.

Man fragte einen Isländer, warum er
seine Strümpfe verkehrt angezogen habe. —
Weil auf der andern Seite Löcher sind, war
die Antwort.

Der jetzige König von England bemerkte
einst bey einem Spazierritte, nicht weit von
Richmond, ein hübsches neu gebautes oder
bedeutend verschönertes Haus. Er fragte
nach dem Namen des Eigenthümers. Man
antwortete ihm, sein Kartenmacher habe es
vor Kurzem gekauft. „Nun wahrlich, sagte
der König, „ich sehe wohl, des Mannes
Karten sind lauter Trümpfe geworden.“

Der Kohlenbrenner und der Bleicher.

Ein Köhler sprach den Bleicher an:
Ich seh du bist ein wackerer Mann!
Drum bitt ich Freund, zieh bey mir ein,
Wir wollen Eins in Allem seyn;
Und selbst der Meid soll von uns sagen,
Daß wir wie Brüder uns vertragen.

Darauf ließ sich der Bleicher hören;
Freund, unsere Brüderschaft in Ehren,
Den Antrag nehm ich doch nicht an.
Zög ich zu dir, was war es dann?
Hätt ich mein Linnen mit Bedacht,
Durch Asch' und Seife klar gemacht,
Wohin sollt ichs zu trocknen hangen?
Wohin bitt ich? an jene Stangen,
Die du beschwerst mit Köhlersäckern?

O weh! wie würd' ich's da besrecken,
Mein schönes Linnen nett und rein,
Bis in die Ewigkeit hinein,
Hätt' ich zu waschen und zu bleichen,
Und würde nie das Ziel erreichen.
Schlecht würd' es um die Nahrung stehn,
Am Ende müßt' ich betteln gehn.

So ist der Lauf der großen Welt,
Wer zu den Bösen sich gesellt,
Der wird verdorben ganz und gar,
Das macht die kleine Fabel wahr!

Die sonderbaren Käsmilben.

Zwei junge Pürsche kamen unlängst von
G... nach M... in die Dehle, eben als
der Dehler, der ein erz Spastvogel war,
Rebsaamen auf dem Reibebette hatte. Die
zwei Pürsche, welche sehr neugierig waren,
fragten den Dehler, was dies für Saamen
seye? Der Dehler sagte gleich, es seyen
Käsmilben und sollen Salatöhl geben. E
aber, e aber, sagte einer von den Pürschen,
so fetige Same gits ja d'stufigs vtelu by
us, der rych Hans het mengs Mäs. Voll
Freude über diese Entdeckung, giengen sie
nach Hause, und sagten es dem Vater, der
einen kleinen Käshandel trieb; sogleich be-
fahl derselbe das Licht anzuzünden, die
Söhne, Frau und Töchter mußten sich mit
Messern versehen, mit ihm in den Obergaden
verfügen, welcher aus Mangel eines unter-
irdischen Gewölbs zu einem Käse-Magazin
dienen mußte; und so gieng das Beschaben
sämtlich vorhandener Käse vor sich, bis nichts
mehr zu beschaben war. Morgens früh
gieng die Reise nach der Dehle auf M...
zu, und als der alte Käschaber seinen
mittigen Sack voll Geschäbe dem Dehler
mit der Bitte übergab, ihm Salatöhl daraus

zu verfertigen, so sagte der Dehler: „es würde dazu ein aparte Tuch erfordert, welches er dem Dehler zu M.... gelehnt hätte, er sollte nur hingehn und es fordern.“ Gleich gieng der Alte hin, obschon der Weg zwey Stunden von der Dehle zu M.... entfernt war. Der Dehler zu M.... der ein wenig gewissenhafter war als der zu M.... entdeckte dem Alten nach Anhörung seines Begehrens sogleich das Räthsel, worauf der Alte dergestalt in Zorn gerieth, daß er dem Dehler zu M.... lauter Rache zusuchte, und wieder nach der Dehle zu M.... fortgieng, wo er sogleich den Saß mit der Käseschabeten ins Wasser schmiß, und wieder nach Hause gieng. Bald darauf geschah es, daß in G... getantz wurde, wo sich auch der Dehler von M.... einfand, der denn von den Söhnen des Vaters Käseschabers dergestalt mit Käsmilbenöhl beschmiert wurde, daß er diesen Winter gezwungen seyn wird, eine Perruque zu tragen.

Die Riesenbasgeige.

Wenn es in England Bierkufen giebt, worin Arlegsschiffe von 36 Kanonen segeln können, so haben wir in Deutschland auch Wunderwerke aufzuweisen, auf die wir stolz seyn können. Ein Buch: Mala galina, Malum ovum 1696. bey Andres Heiningen in Wien, und bey Christoph Weigel in Nürnberg, enthält folgende ganz glaubwürdige wörtliche Beschreibung einer ansehnlichen Basgeige. „Erstlich ist die bemeldte Basgeige vierhundert Ellen lang und achtzig Ellen breit. Zum Andern sind auch 6760 Schoß Dielen dazu genommen worden. Dann zu dem Sattel sind allein 567 Schoß gekommen. Drittens haben 100 Geigenmacher, zwey

und neunzig Schreiner und sieben und achtzig Zimmerleute neun ganze Jahre daran gearbeitet, und ist dieses Jahr fertig geworden. Zum Vierten seyen zu den Schrauben vier Schoß große Eichbäume gekommen. Fünftens seyen zum Fiddelbogen acht Schoß Lorbeerbäume gekommen. Zum Sechsten seyen von 20,000 Pferden die Schweife oder Haare zum Fiddelbogen kommen, und haben zweyhundert Leinweber an den Haaren künstlich gearbeitet. Zum Siebenten seyen zum Leim, damit die Geigen ist fest gemacht worden, von 18,000 polnischen Ochsen die Hörner genommen worden, und haben zweyhundert Personen drey Jahre darüber in großen Braupsannen gesotten, wobey fünfzig Personen aus Unvorsichtigkeit in die Pfannen gefallen und todt geblieben sind. Zum Achten sind zu den Schrauben bestellet fünfhundert Mann mit gar großen Instrumenten, wenn die Geige soll gestimmt werden. Zum Neunten sind zu den allerkleinsten Saiten 4768 Därme von den besten und schäfften Schaafen genommen worden. Zum Zehnten, was aber die andern Saiten anlanget, nachdem es eine siebensaitige Geige ist, so ist solche unmöglich zu beschreiben. Zum Elften wird bemerkte Basgeige nur drey mal im Jahr gezogen, als um Ostern, Pfingsten und Weihnachten, denn es giebt von einem Fest zum andern den Klang so lange, daß man nicht öfter geigen darf. Zum Zwölften sind 680 Personen die nur den Fiddelbogen regieren. Zum Dreyzehnten, wenn der Fiddelbogen soll geschmiert werden, muß man allemal 800 Pfund Salvonium haben, und müssen auch achtzig Personen von einem Fest zum andern Tag und Nacht den Fiddelbogen schmieren. Zum Vierzehnten ist dies Jahr diese große Basgeige am Ostertag zum ersten-

mal gezogen worden, da aber die allerkleinste Saite abgesprungen, und hat dennoch 300 Menschen erschlagen, ohne welche noch beschädigt wurden. Zum Fünfzehnten, weil die große Tiefe der Bassgeige nicht zu beschreiben, so ist doch gewiß geschehen, daß ein Schneider aus Borwichtigkeit sich bemühet, auf diese Geige zu klettern. Da er nun aber wohl begucken wollen, und durch ein Sternloch hinein geschaut, bekam er einen Strauchel oder Schwindel, und fiel gar hinein, da er denn zwei Tage gefallen, ehe er auf den Boden kommen ist. Zum Sechszehnten weil aber die abgesprungenen Saiten niemals wieder aufgezogen worden, so haben die Beywesenden einen Versuch gethan, und den Fiedelbogen hin und her gezogen, da hat es einen solchen Klang gethan, daß ein Thurm fünfzig Klafter hoch, der eben nicht weit davon gestanden, sich erschüttert und eingefallen, jedoch keinen Menschen als nur einen Esel erschlagen. Es sind aber von solch starkem Klang 400 Menschen um das Gehör gekommen.

Meister Dickthun.

Man sagt in einem gewissen Lande von einem Prahlhansen: Dick thun ist sein Leben! Leih ihm doch 3 Bagen.

Der Wetber-Rath.

Es kamen zusammen
Die Damen, die Ammen,
Maria, Susanna,
Katherine, Johanna,
Die Mädchen vom Städtchen,
Das Gretchen, Lisettchen,
Rosina, Regina,

Karlina, Sabina
Maria, Sophia:
Sie schreyen in Reihen,
Sie zanken, sie dräuen,
Sie hadern, wie Nattern,
Sie flattern, sie schnättern,

— — — — —
Ob hinten die Binden
Luzinden recht stünden?

Die Schöpfung des Weibs.

Das Weib das Höchste! rief die stolze
Zultane,
Schuf Gott zuletzt! — O ja nach einem
weisen Plane;
Erst Fundament und Haus, zuletzt die
Wetterfahne.

Treuherziger Brief.

Öffentliche Blätter enthalten folgenden Brief, der wirklich und wörtlich also an den Feldmarschall Blücher geschrieben wurde, wie er hier abgedruckt erscheint. In einem guten Holzschnitt drückt er das trauliche Verhältnis treffend aus, in das sich zu seinem alten geliebten Feldherrn das Volk versetzt, und darum haben wir ihn zur Ergötzlichkeit der Leser aufgenommen, die an seiner Treuherzigkeit sicher ihren Gefallen finden.

Allerunüberwindlichster Feldmarschall!
— General.

Herr General Vorwärts, Excellenz,
Liebwerthester Herr Blücher!

Verzeihen Sie Excellenz, liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie

um alles in der Welt, Liebster Herr Blücher
Exzellenz General Vorwärts, was ist das für
eine infame Konfusion mit dem Feldpostamt;
ich habe meinem Traugott bey den Garde-
jägern, er kennt Ew. Exzellenz Vorwärts
genau und gut; schon zweymal habe ich ihm
Zulage geschickt, aber er hat nichts bekom-
men. Ich bitte Ew. Exzellenz demüthigst,
korrigieren Sie die Kerls doch einmal, aber
nach alter preussischer Manier; Sie ver-
sehen schon, wie ich's meine; das wird
gewiß helfen; denn es ist um die Schwernoth
zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs
Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts
bekommen. Ew. Exzellenz werden den Kerls
doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals
schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrie-
ben, denn ich weiß schon, daß mit dem Alten
nicht viel zu spassen ist. Ew. Exzellenz un-
überwindlichster Feldmarschall General Vor-
wärts genannt, Liebwerthester Herr Blücher,
ich verbleibe Ihr unterthänigster,

Schornsteinfeger Mathias Keller zu
Schweidnitz, 1814.

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen,
so bitte ich, ihn unbeschwert zu grüßen, aber
schenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihn
immer zur Ordnung angehalten. Na, adieu.

Das Schaltjahr.

Um die Zahl seiner Kinder zu mindern,
verheyrathete ein Dorfküster seine Tochter
an einen benachbarten Bauern, und das
junge Weibchen brachte ihrem Manne schon
im fünften Monate nach der Hochzeit einen
kleinen Sohn. Der zu frühe Vater ward
hierüber unruhig, und beschwerte sich darüber
bey seinem Schwiegervater. Der Küster
antwortete: „Gut, mein Sohn, aber wie

müssen doch im Kalender nachsehen, ehe wir
urtheilen.“ Er schlug den Kalender auf
und sagte: „Ja lieber Sohn, hier haben
wir's; dieses Jahr ist ein Schaltjahr, und
da ist sich nicht darüber zu wundern.“ Der
Schwiegersohn beruhigte sich mit diesem
väterlichen Ausspruche, gieng heim, wiegte
ruhig seinen kleinen Knaben in Schlummer,
den er durch die Schaltzeit dieses Jahrs so
früh erhalten hatte.

Zufriedenheit.

Ein armer Mann der nichts zu nagen
und nichts zu beißen hatte, wurde gefragt,
wie es in seinem Haushalten zugieng? —
„Wie im Himmel,“ sagte er. — „Wie
so?“ fragte man. Er erwiderte: „Im
Himmel ist und trinkt man nichts mehr.“

Bestrafung.

Der Schulmeister eines Dorfes hatte
ein Stück seines Waizenackers abgemäht,
und damit ihm der Waizen nicht gestohlen
würde, schickte er des Nachts seine zwey
Söhne auf das Feld um ihn zu bewachen.
Diese sahen um Mitternacht einen Bauern
der einen Fleck Waizenacker neben dem ihres
Vaters hatte, mit einer Laterne kommen,
die er auf seinen Grund setzte, worauf er
davon gieng, um fremde Frucht zu stehlen,
und sie zu der seinigen zu tragen, die gleich-
falls schon abgemäht da lag. Die Knaben
merkten, was er im Sinne hatte, und setzten,
indem er ihnen den Rücken lehrte, die Laterne
auf ihres Vaters Grundstück. Der Bauer
schleppt nun die ganze Nacht Waizen zu, und
legt ihn sorgfältig auf das Stück Landes
worauf die Lanterne stand. Den andern Tag

Kommt er, seinen Walzen in Garben zu binden, und weil er nun glaubt, recht viel auf seinem Grunde zu haben, nimmt er recht viele Bindfelle mit. Der Schulmeister kommt auch, hat nur wenige solche Bindfelle bey sich, sieht seinen Walzen, und wundert sich über den Reichthum den er findet, denn seine Söhne hatten ihm das Stückchen des Nachbars noch nicht mitgetheilt. Er fängt zu binden an, und muß Seile von seinem Nachbar borgen, weil er so viele Frucht nicht erwartet hatte. Der Dieb indeß hatte Selle genug übrig, und kratzte sich mit saurer Mene hinter den Ohren.

Frage und Antwort.

Ein Bürger handelte mit einem Bauern um ein Fuder Stroh. Als sie um den Preis einig waren, fragte der Bauer den Bürger, wie er heiße? Der Bürger antwortete:

Ich helfe Hans Str,
Fürs Stroh geb ich mir.

Hierauf erwiederte der Bauer:

Ei! heißt der Herr so,
So geb ich ihm kein Stroh.

Trost im Unglück.

Ein Mann mit einem hölzernen Fuß wurde von Jemand bedauert, daß er so unglücklich geworden. — „Ich unglücklich,“ sagte er, „warum denn? daß ich einen Fuß von Holz habe? Gerade um desto glücklicher. Wie oft stieß ich mich sonst an den Fuß von Fleisch und Knochen. Da lag mir ein Stein, dort ein Klok im Wege. Bald trat mir ein Monsieur Dummhut auf die Zähne; bald trat ich mit meinen Hühneraugen auf einen Kiesel, daß ich laut hätte aufschreyen

mögen. Darnach was war das nicht für eine Marter den Sommer über mit den ver wünschten Mücken! Jetzt mögen sie stechen ich fühle nichts. Ein Wagenrad mag über meinen hölzernen Fuß weggehen; zerbricht er, so geschieht's ohne Schmerzen, und wie bald ist nicht ein anderer gemacht. Fährlich habe ich nur die Hälfte Kosten für meine Füße, weil ich jetzt nur einen Strumpf und nur einen Schuh brauche. Ja, der hölzerne Fuß trägt mir noch Geld ein, an keiner Thür weist man mich so leicht ab. Man wirft mir ungebeten Geld in den Hut. Und endlich bekomme ich nie das böse Ding, das Podagra an diesem Fuße. Nie wird er alt; und wie gut, wenn ich alles Alte so leicht wieder verjüngen könnte, wie diesen Fuß.“ So sagte er, und hüpfte fröhlich auf seinem Stelzfuße fort. Glücklich, wer Unfall und Unglück so zu seinem Vorthell sich zu bilden und zu deuten weiß.

Ein Unglück kommt selten allein.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

In meiner Jugend kannte ich einen Mann, der neben andern Narrheiten auch die hatte, wenn er sich schneuzte, einen solchen Lärm zu machen, daß oft die ganze Kirche in Aufruhr gerieth, wenn er mitten in der Predigt seine schreckliche Nasaune ertönen ließ.

Dieser laute Herr geht einmal über den Rachenmarkt zu Bern, und fängt seinen Nasenlärm mitten im Getümmel des Marktes an. Einige erschrecken und schreyen, andere lachen und spöten. Aber am übelsten fand es ein Hund, der Rachen hütete. Er ward durch den ungewohnten Schrey so ergrimmt, daß er einem vorübergehenden Esel, dess er den Lärm vielleicht eher

Ein Unglück kommt selten allein.

Ein Unglück kommt selten allein.



als einem Menschen zutraute, in die Beine schob. Der Esel machte begreiflich bey diesem unvermutheten Angriff einen gewaltigen Schneider sprung auf die Seite, und glücklich überrannte er das Rachel-Mütterchen, das über einem Hasen seine erfrorenen Hände wärmte. Aber der alte Schwarzenburger, der auf dem Esel ritt, konnte in allem dem bedenklichen Wirwar sein Gleichgewicht auch nicht behalten, sondern stürzte von seinem stolzen Thiere herab gerade auf einen Küher, der mit der Brente am Rücken vorbeiging, und wieder seinen Willen eine Menge Racheln und Hasen mit ausgeleerter Milch füllte, ehe er sie im Fallen zerdrückte. Und wie nun alles am Boden lag, wild durcheinander unter den zertrümmerten Racheln, und wie sich alles langsam wieder erhob da fiengen die Reklamationen und Entschädigungs-Begehren lebhaft an. Die Krämerinn wollte ihre Racheln bezahlt haben, und der Küher seine Milch. Aber der Schwarzenburger wollte nicht bezahlen, und schob die Schuld auf den Esel. Ja er forderte sogar von dem Eigenthümer des Hundes eine Gratifikation für den gebissenen Esel. Am Ende fuhr alles über den absurden Schnitzer los. Aber der war indessen — auf und fort — und trank auf der Insel Elba an der Matte sein Viertel in Ruh, bis es ihm in den Sinn kam: noch einmal zu — schneuzen.

Launen.

In einer Gesellschaft, die aus lauter Fremden bestand, deren jeder aus einer andern Nation in Europa war, beklagte sich ein Ungar, daß er sehr übler Laune sey, und gleich darauf fieng er an, eine Pfeife Tabak zu schmauchen. Ein Anwesender sagte ihm: er halte das Tabakschmauchen für kein schielliches Mittel, guter Laune zu werden. „Das kann bey Ihnen der Fall seyn,“ versetzte

der Ungar, „aber bey mir thut es gute Wirkung. Jede Nation pflegt sich die Sorgen auf eine andere Art zu verschicken. Der Deutsche vertrinkt sie, der Franzose vertrillert sie, der Spanter verbetet sie, der Engländer vertanzet sie, der Pole verflucht sie, und der Italiener verschläft sie.“

Das Vermächtniß.

Es starb ein Mann, der eine Frau und unerzogene Kinder hatte. Sein Vermögen hob sich fast ganz gegen seine Schulden auf, so, daß seinen Erben nichts von Werth in den Händen blieb, als ein Pferd von seltener Schönheit. Jeder Pferdekennner urtheilte, es sey tausend Dukaten werth. Nun hatte der Besitzer seiner Frau im Testamente befohlen, dieses Pferd nach seinem Tode zu verkaufen, und das daraus gelöste Geld dem Kapuznerkloster zu schenken. Die kluge Frau, welche wußte, daß dürftige Kinder mehr Recht auf das Erbe des Vaters haben, als jeder andere ersann einen Ausweg, der ihrem Verstande keine Unehre machte, und ein guter Erfolg belohnte sie. Sie schickte einen Diener mit dem Pferde zu Markte, und gab ihm eine kleine Kage mit, nebst der Anweisung, wie er beide verkaufen sollte. Ein Graf, der auch auf den Markt kam, und nie ein so schönes Pferd gesehen hatte, gieng mit der Wiene daran zu, es kaufen zu wollen, was es auch koste. Er fragte den Diener, der es führte: „Was kostet dieses Pferd?“ „Einen Dukaten.“ — „Seyd Ihr toll?“ — „Einen Dukaten, Euer Gnaden.“ — Nun da habt Ihr ihn, und gebt mir das Pferd.“ — Erlauben Euer Gnaden, es ist eine kleine Bedingung dabey; Sie müssen die Kage mit kaufen.“ — „Nun

„Was kostet denn die?“ — Neun hundert neun und neunzig Dukaten.“ — Der Graf überlegte den Handel, und da er für das herrliche Pferd wohl zwölfhundert Dukaten gegeben hätte, so fand er den Kauf noch immer vorthellhaft, und gab also für das Pferd Einen, und für die Kage neun hundert neun und neunzig Dukaten baar hin. Nun erfüllte die Frau den letzten Willen ihres Mannes, und gab dem Kloster den für das Pferd gelösten Dukaten, und die neun hundert neun und neunzig wandte sie für sich und ihre Kinder an.

Ein anderer Pferdhandel.

Jud Nathan handelte mit Pferden. Einst ritt er mit einem Pferde zu Jemanden und bot es ihm zum Kaufe an. Der Pferde- Liebhaber besichtigte das Pferd genau, um zu sehen ob es keinen Fehler an sich habe. Als er die Augen betrachtet hatte, sagte er zum Juden: „Hebräer! ich glaube, das Pferd sieht nicht am besten.“ — Nathan sagte: „Joh, Ihr Gnaden! Sollt es epper gar die Zating lesen können? Joh, gnädiger Herr! Da wärs a Gaul für'n Fürsten.“

Der Welt Lauf.

Geller von Kaisersberg, Prediger in Straßburg, sprach: „Friede macht Reichthum, Reichthum macht Uebermuth, Uebermuth bringt Krieg, Krieg bringt Armuth, Armuth macht Demuth, Demuth macht wieder Frieden.“

Diebstahl nach neuester Mode.

Jüngst sind Diebe in das Gefängniß eingebrochen, um den Aufseher zu bestehlen.

Sonst brechen wohl Leute aus dem Gefängnisse; dies war der erste Versuch, hinein zu brechen.

Das wunderthätige Bündelein.

Ein Oberländer der grosse Lust bezogte in holländische Kriegsdienste zu treten, doch aber wegen der Sage, daß der Krieg zwischen diesem Land und Frankreich bald ausbrechen würde, in etwas Furcht gerieth, bekam den Rath, zu einem alten bekannten Mütterchen zu gehen, welche ein Mittel besäße, den Menschen gegen alle Anfälle in Sicherheit zu stellen. Der junge Mann ließ sich den Rath gefallen, gieng zu dem Mütterchen, und bekam gegen Erstattung eines guten Trinkgelds ein kleines Bündelein, welches er auf die Brust hängen mußte. In vollem Vertrauen auf die magische Kraft des Bündeleins, nahm er Kriegsdienste und gieng nach Holland. Der Krieg brach wirklich aus, und er mußte in's Feld. Bey einer hitzigen Affaire hinderte ihn das Bündelein und verursachte ihm wegen dem Druck des Patronaschenriemens einen Schmerz; husch nahm er das Bündelein, schob es auf den Rücken und sagte: Du Chäßer, wen'd öpis channst, so wehr di hinte, i will mi vorne scho wehre!

Der unerschrockene Soldat.

Ein Desertear der sich in ein holländisches Regiment hatte engagiren lassen, mußte nun auch bey ausgebrochenem Kriege mit zu Felde ziehen. Bey einer Bataille, wo es sehr hitzig zugleng, zitterte er so stark, daß er den Ladstock kaum in den Gewehrlauf stecken konnte. Sein neben ihm stehender

Kamerad fragte ihn, warum er so große Angst hatte. „Keine Angst Bruder, sagte der Soldat; aus lauter Eifer, aus lauter Eifer.“

Der Denkstein des bey Lützen gebliebenen Königs von Schweden, Gustav Adolph.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Die Gräuelt und Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, die Veranlassung zu demselben, und die Personen die an diesem Kriege den vorzüglichsten Antheil nahmen, sind mehreren Lesern bekannt. Eine dieser wichtigsten Personen und unstreitig einer der größten Männer seines Jahrhunderts war Gustav Adolph, König von Schweden. Er war im Jahr 1594 den 19. Dezember geboren. In seinem 18ten Jahre bestieg er den Thron, hatte von der Zeit an beständige Kriege zu führen, und kam im Jahr 1630 selbst nach Deutschland, um die unterdrückte Religionsfreiheit seiner protestantischen Glaubensgenossen zu retten. Groß und schön von Körper, veredelt an Geist und Herzen, war er der Stolz seines Volkes. Vorzüglich hatte ihn ein religiöser Sinn so ganz durchdrungen, daß dieser Sinn aus allem, was er that und sprach, hervorleuchtete, und den König selbst zum liebenswürdigsten Muster eines wahrhaft christlichen und frommen Fürsten erhob. Durch diesen frommen Sinn leitete er alle seine Neigungen und Begierden, durch ihn milderte er auch seinen Ehrgeiz. Als er im Jahr 1630 mit 15000 Mann gelandet war, kniete er im Angesicht seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott für die glückliche Ueberfahrt und bat ihm um seinen Schutz und Segen. Seine gerührten Offizier beteten im Stillen nach, als er aber ihre Augen voll Thränen sahe, sprach er:

Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Siegs. Fleißig gebetet, ist halb gefochten. Es würde hier überflüssig seyn, Gustav Adolph auf seinen sämtlichen Tugenden zu begleiten, alle einzelne Thaten von ihm anzuführen und die schönen und edlen Eigenschaften seines frommen Gemüthes zu rühmen, die er bey jeder Gelegenheit gegen Freunde und Feinde an den Tag legte. Für unsern gegenwärtigen Zweck ist es genug, nur auf das traurige Ende dieses Helden hinzublicken. Als er im Jahr 1632 nach Raumburg gekommen war, vergötterte ihn fast das Volk und drängte sich, ihm, bey seinem Einzuge, die Stiefeln zu küssen. Dieß erfüllte das ganze Gemüth des Königs mit trüben Ahnungen. In einer solchen Stimmung sprach er zu seinem Hofprediger Fabricius: Unsere Sachen stehen auf einem guten Fusse, aber ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß mich diese Leute recht zu ihrem Abgott machen? Wie leicht könnte Gott sie und mich empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher sterblicher Mensch sey. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dieses alles mißfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk der Befreyung deiner wahren Kirche unvollendet bleibe. Bald darauf, den 6. November (nach Andern den 15.) kam es zu der berühmten Schlacht bey Lützen. Alle Vortheile waren vor derselben auf Wallensteins Seite. Der König brachte die kalte Nacht in einer Kutsche, im beständigen Gespräch mit seinen Offizieren zu. Ein starker dicker Nebel hinderte den König die Schlacht mit Sonnenaufgang zu eröffnen. Er hielt sein Gebet, legte ein neues ledernes Kleid an, wollte aber den Oberharnisch nicht anlegen, und sagte: Gott und die Gerechtigkeit meiner Waffen sind mir Schutzes genug. Während

Der Denkstein von Gustav Adolph. |



tel.
ede.
füp
hen
hm
haf
e er
nde
gen
nde
abr
öt.
ben
ich
ben
ach
Sa
ich
die.
An.
ott
ich
ber
bist
itt.
ffe,
an
ren
6.
der
eile
ite.
us
jen
öf
ero
cht
eit
äh

wend Wallenstein seinen Leuten durch Versprechungen und Drohungen Muth einzusößen suchte, stimmt u die Schweden mit Einem Munde zum Schalle der Pauken und Trompeten die Lieder an: Eine feste Burg ist unser Gott ic. und: Es wolle uns Gott genädig seyn ic. Um 9 Uhr begann die Schlacht; aber noch konnten die Streitenden sich nicht sehen, wegen des Nebels. Erst um 11 Uhr rückten die Schweden vor. Gustav schwang sich auf den schwarzbraunen Hengst, den er auch in der Schlacht bey Leipzig geritten hatte. Der König ritt dem rechten Flügel vor, der brave Bernhard von Weimar führte den linken an. „Nun wollen wir dran, ihr ehrlichen Kameraden, rief der König! fällt an, fällt an, in Gottes Namen! Jesus hilf mir heute ritterlich streiten und segne mein Recht zu deines heiligen Namens Ehre!“ damit gab er dem Pferde die Sporen und sprengte auf die Landstraße los, aus deren Gräben ihm ein fürchterliches Feuer entgegen kam. Wallenstein ließ Lützen anzünden, damit sein rechter Flügel nicht umzingelt würde. Nach vierkündigem blutigen Kampfe schien der Sieg für die Schweden errungen zu seyn, da kam Wappenheim mit seinen Reitern von Halle her, zur Unterstützung Wallensteins. Das Treffen erneuerte sich und der linke Flügel der Schweden wurde mit Macht zurückgeworfen. Gustav erhielt auf dem rechten kaum davon Nachricht, so eilte er den Seinen mit einem Kavallerieregimente zu Hülfe, und sprengte voran, um den Stand des Feindes zu recognosciren. Nur einige Begleiter, und unter diesen der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, konnten ihm folgen. Er stieß auf eine Schwadron kaiserlicher Kürassiers und erhielt einen Schuß in den Arm so schmerzhaft, daß er, nach vielem Blutverluste, den Herzog von Lauenburg bat, ihn vom Schlachtfelde wegzuführen. Kaum hatte er sich gewendet, so

bekam er noch einen Schuß in den Rücken, wobei ihm der Ausruf: Mein Gott! Mein Gott! entfuhr. Der Herzog, vor dessen Gesicht auch eine Kugel vorbeysauste und der eigne Gefahr fürchtete, ließ den König fallen und sprengte davon. Die Rosse der Feinde und Freunde stürzten über den Gefallenen hin, ohne daß er erkannt wurde, und nur sein zurückkommendes blutiges Pferd und die Berichte seiner letzten Begleiter, machten den Schweden den unglücklichen Vorfall kund. Dadurch wurden sie, von Rachsucht angefeuert, zu neuer Tapferkeit entflammt und erfochten endlich einen gänzlischen Sieg über die Kaiserlichen. Die Schweden blieben die Nacht auf dem Schlachtfelde, und suchten tiefbetrübt, mit andbrechendem Morgen unter den vielen tausend Leichen, den Körper ihres geliebten Königs. Mit Mühe fanden sie ihn, mit andern Körpern bedeckt, nackt ausgezogen, und vom Blute und Hirschschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit einem großen Feldsteine, und zwar zwischen diesem und der Stadt, etwa 30 bis 50 Schritte von jenem. Man fand 11 Wunden an dem Leichnam, aber alle innere Theile so gesund, daß der König noch lange hätte leben können, denn er hatte noch nicht das 38. Jahr vollendet. Es liegt noch viel Dunkel darüber, wer der Mörder Gustavs gewesen sey. Einige wollen den Herzog von Lauenburg, wegen seines bekannten nachherigen Betragens, des Meuchelmordes beschuldigen. Andere nennen den Obristlieutenant Falkenberg; noch Andere selbst den Wappenheim. Mit Gewißheit läßt sich hierüber nichts sagen. Der Leichnam des Königs, wurde über Wittenberg und Berlin nach Stockholm gebracht und daselbst in einer, eigends für ihn errichteten, Begräbnißkapelle beigesetzt.

Unser Kupfer zeigt uns den Stein, in dessen Nähe, nach jener blutigen Schlacht, der Leich-

nam des unbergeflüchten großen Königs gefunden wurde. Dieser Stein stellt sich demjenigen, der von Leipzig nach Lügen geht, linker Hand an der Chaussee dar; im Hintergrunde sieht man das nahe Lützen mit seinen Windmühlen liegen. Der Stein wird in Sekunden schon 100 Jahre vorher der große Stein zwischen dem Flosgraben und Lützen genannt. Allein seitdem Gustav Adolph in seiner Nähe sein kostbares Leben verlor, erhielt er die Würde eines historischen Denkmals und ist seit der Zeit unter dem Namen des Schwedensteines in der ganzen Gegend bekannt. Und wer könnte wohl hier vorbeysreisen, ohne mit stillen Betrachtungen einige Augenblicke bey diesem Stein zu verweilen? Der Freyherr von Zink ließ vor 30 Jahren einen Ausruf an die Deutschen ergehen, Gustav Adolph an dem Orte, wo er gefallen, ein Denkmal zu stiften; mehrere deutsche Fürsten hatten denselben Gedanken und waren des Vorschages, Gustav Adolphs ein, seines unsterblichen Namen würdiges, Denkmal hier errichten zu lassen. Allein unüberwindliche Schwierigkeiten machten, daß es nur bey Ausruf und Vorsatz blieb. So lag der Feldstein ohne Auszeichnung ferner da, und konnte leicht übersehen werden, bis ein verständiger Landmann, dessen Name aber unbekannt ist, vor etwa 18 Jahren, aus eigenem Antriebe 8 Wappeln um ihn her pflanzte, die nun den kleinen Hügel am Wege beschatten, dem Vorübergehenden ein bescheidnes: „Steh Wanderer!“ zureufen und seine Aufmerksamkeit auf den alten, einfachen, bedeutungsvollen Feldstein hinlenken, wenn ihn auch keine lebende Stimme dazu auffordert.

Der hochmüthige Brautführer.

Zu R... nahe bey der Stadt wollte Claus und Eisi Hochzeit machen, aber ihnen mangelte ein Brautführer.

Nikel, der Braut Vater sagte zu Claus: Claus in acht Tagen wottist Hochzeit ha, heste o ne Brautführer?

Claus. Neh no nid, i dächt, mer wep ds'Chüjers Sun zum Brautführer, dā ist e rechte stiften u hochmüthige.

Eisi. Meinste nid, daß mer oh öpper von üse Verwandte nāh sottit, mit ds'Chüjers könntit mer g'wüß ih d'Prattig cho.

Claus. Eh! was Prattig! neh! ih mag nit, uh i will nüt wüßen, vo üse Verwandte; im ganze Dorf, uh ds'Lang uf u ab ist gwüß keh tollere, deh ds'Chüjers Sun, der mer rächt g'falle thät, mit ihm könne mer oh Ehr illegge.

Eisi. Wie de eppe meinst! ja, i ha nit dra dächt, wegen Ehr illegge, i dächt, mer werdit's wohl nöthig ha.

Claus. Ja glaub mer Eisi i dātage a allek; i will zunem gaß, u ne klade.

Niggi, Eisi und Claus waren's zufrleben, und des Kühers Sohn wurde eingeladen; dieser bezeugte heimlich gegen seinen Nezzi, (der ebenfalls mehr Dummstolz als Geld besitzt) elne so große Freude, wieder einmal als Prahlhans sich zeigen zu können, daß er ihm eine nagelneue Saffretfarbene Kutte (Rock) machen ließ, womit er an der Hochzeit paradieren sollte.

Boy tausend! was machten die Hochzeit Leut für Augen, meynte der Brautführer, als er in der neuen Saffretkutte ankam, er war voller Freuden, und nun hieß es, Hopfafa, i d'Chilche!

Unterwegs nahm man es Schöppll (das letzte) und kam zurück; nun wollte sich der Brautführer, der begeißert vom Genuß des Nebensastes jetzt die ganze Welt für sein Eigenthum ansah, auch recht in seinem wahren Glanz zeigen, und machte gegen die Braut,

Braut mente das Spottet dies u mehr, machte daß de Braut scheuch nahm. Wägél Das 2 auf et die D ob die man u mehr 2 sie wol Schütt war, Wasser her da Braut den sch zusehr lag sie Wasser neue Sinne daß er wenig lange ihm n Stiel zurück sich sei Stallr Pferd

Bräutleute so posierliche und steife Complimente und Ceremonien, daß er von der, das Hochzeit betrachtenden Kindern verspottet und ausgelacht wurde; er aber nahm dies nicht für Spott, sondern glaubte vielmehr, man finde Gefallen an ihm, und machte es noch ärger, und zwar so arg, daß das Pferd am Hochzeitwägel, in dem Bräutführer ein Gespenst wahnend, erschreckte und samt dem Wägel den Reiz ausnahm. —

Blas vor Schrecken fiel er erst aus dem Wägelein, und dann in eine tiefe Ohnmacht. Das Brautpaar ließ ihn nun in den Stall auf eine Burde Stroh legen, um dorten die Ohnmacht ausschlafen zu können, — ob dies lächelnd oder weinend geschah, weiß man nicht genau; aber sicher hatte niemand mehr Bedauern mit ihm, als die Stallmagd! sie wollte ihn wecken, da sie dieses aber, alles Schüttelns ungeachtet, nicht im Stande war, nahm sie endlich zu einem Kübel mit Wasser ihre Zuflucht, aus welchem sie vorher das Kalb getränkt hatte, und wollte den Bräutführer bespritzen, aber o weh! durch den schmutzigen Boden, und da sie sich allzusehr bückte, glitschte sie aus, und krach! lag sie auf dem Bräutführer, und der volle Wasserkübel ergoß sich über die schöne nagelneue Saffretkutte! — Dies brachte ihn zu Sinnen, aber auch zugleich in solchen Zorn, daß er sich mit der Stallmagd für die so wenig Achtung gegen seine Saffretkutte so lange im Kuhkoth herumbalgte, bis man ihm meldete, daß jemand das Pferd am Stiel erwischt, und so gefangen wieder zurückgebracht habe; — nun verwandelte sich sein Zorn in Großmuth, er verzog der Stallmagd ihre Unart, gab dem, der das Pferd aufgefangen, einen halben Bazen

Trinkgeld, begab sich dann in der zwar nassen und jetzt beschmutzten Saffretkutte dennoch wohlgemuth zum Hochzeitschmaus, und wurde bald so lustig, daß er vermaß, die Braut heimzuführen, und endlich sein Nachtlager unter dem Tisch nahm, wo ihn den andern Morgen die Magd, da sie die Stube wischen wollte, noch schnarchend fand.

Neumodische Mundstücke.

Ein Jude, welcher außerordentliche Lust hatte, das Waldhorn blasen zu lernen, machte seinem Nachbar durch seine widrigen und falschen Pharaonstöne so lange Zeit, daß der Nachbar auf ein Mittel dachte, sich durch einen Spas an dem Juden zu rächen. Als nun beyde des Abends vor dem Hause saßen, sagte der Nachbar zu dem Juden: er hätte noch ein Paar schöne und sauber vergoldte Waldhornmundstücke, die er ihm um einen wohlfeilen Preis erlassen wollte. Der Jude wollte die Mundstücke gleich sehen, der Nachbar aber entschuldigte sich, daß er dieselben wirklich nicht bey der Hand hätte, er wollte sie ihm aber morgen übersenden. Nun gieng der Nachbar zu einem Schweinmehger, nahm von demselben zwey Schweinschwänze und übersandte dieselben dem Juden in einer kleinen Schachtel, mit der Nachschrift unter der Adresse: Valor L. 6.

Jau, jau, na Himmels Wunder,
Was ist denn das für Plunder,
Jau, jau na was ist das?
Das kommt vom Meister Nikli
Und sind Waldhornmundstikli
Jau, jau na kumm und blas.

Spazierfahrt in der Schnellbenne.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Letzten Herbst befaß ein Bauer seiner Magd auf das Feld zu gehen um seinen Acker anzufurchen. Mit heller Stimme rief sie nun des Bauers zehnjährigen Sohn: Hansuhli! chum hilf mer doch d' Stiere wäte und d' Schnellbenne zwäg mache! Nun wurde angespannt, und die Magd saßte sich auf die Benne. Als si bis Mittags gearbeitet hatten, sagte der Hansuhli: mer wen ga ds' Mittraq esse! Als nun wieder vorgefahren wurde, sezte sich die Magd wieder auf die Benne, der Uhli aber hatte vergessen die Benne wieder zu befestigen und anzuhängen; der Uhli lief voraus, und die Magd mit der Peitsche: hä, ha, Falch, Kubi! Pumps! da lag die Magd im Koth und rief: O Uhli, Uhli! warum heste d' Benne nit aghacht?

O je, wie wird der Meister gränne,
Wenn ihm der Uhli alles seit!
Daf i sig pürzlet us der Benne,
U ds' ungerobe use gheit!
So wot i nümme meh spazlere,
Gut, das no niemmer het vernoh!
Süß chönt i no mit samt de Stiere,
U Benne no id Bratig cho.

Schönheitsmittel.

Eine Zeitung verbürgt Nachstehendes:
Ein Paar Mädchen, die aus Erfahrung wußten, daß die Leinwand durch Bleiche und Sonnenhitze glänzend weiß werde, entschlossen sich, um ihrer gelben Schönheit einen weißen Teint zu verschaffen, sich auch von der Sonne bleichen zu lassen. Sie leg-

ten sich daher in den Garten und überließen nachdem sie sich gegenseitig wacker begossen dem brennenden Sonnenstrahl das Experiment. Wie sie zurückkamen läßt sich denken.

Der treue Pudel.

Ein armer Mann, Namens Sulpice, der sich zu betteln schämte, suchte durch die Anwendung seines Talents die Flöte zu blasen, auf den öffentlichen Plätzen der menschenwogenden Paris sein tägliches Brod zu erwerben. Ein Pudel war sein steter Begleiter. Eines Tages, an dem der Verdienst für Sulpice beträchtlich ausgefallen war, suchte er sich die frühern Hungertage in einem Gasthose zu entschädigen, vergaß hiebei auch seinen Begleiter nicht, und bald schliefen wohlgesättigt Herr und Pudel ein. Ein Gast bemerkte bei Sulpice die Flöte und wußte sie ihm mit solch einer Gaunerfertigkeit zu entwenden, daß weder die übrigen Gäste noch die Aufwärter etwas bemerkten. Sulpice erwachte gegen Abend, und da sich die Gaststube bereits mit neuen Gästen gefüllt hatte, so wollte er wie gewöhnlich mit seinem Flötenverdienst begnügen. Allein weg war die Flöte! Man kann sich den Jammer des Unglücklichen vorstellen, dessen einziger Reichtum in dieser Flöte bestand, die er seit zwanzig Jahren besaß. Trostlos verließ er mit seinem Pudel die Gaststube und schwankte die Straße ohne zu wissen wohin, fort. So war er schon einige Zeit gegangen, als bei dem Umbiegen um die Ecke einer Gasse, sein ihm vorgelaufener Hund plötzlich sich gegen ihn lehnte, fröhlich an ihm aufsprang, und ihn auf alle mögliche Weise am Weitergehen zu verhindern suchte. Sulpice hierüber auf

lehen
gossen
wert
enten.

pfer
h die
e au
e der
Brod
Feter
C
allen
tag
gah
ball
ein
öte
ner
die
was
end
uen
ge
be
ran
hen
fer
ren
del
hne
on
m
in
in
nd
en
if



gebracht, stieß ihn von sich. Als der Hund ließ sich nicht irre machen; klaffend sprang er seinem Herrn nach, zerrte ihn am Rock, und weder Stöße noch Schläge konnten den Hund dahin bringen, seinen Herrn ruhig des Weges gehen zu lassen. Endlich fiel Sulpicien das Benehmen seines Hundes doch auf. Er blieb stehen und überdachte, was derselbe denn eigentlich damit wolle. Jetzt erst hörte er Flötentöne hinter sich. Das Herz fieng ihm an zu schlagen ohne daß er sich die Ursache zu erklären wußte; der Pudel zerrte wiederholt an seinem Rocke um ihn zum Zurückgehen zu nöthigen. Dunkle Zweifel bewogen ihn, den Flötentönen näher zu gehen. Der Pudel vermehrte nun seine Liebkosungen, sprang hastig vor ihm her, und fieng besonders vor dem Hause, aus dem die Flötentöne schallten, aufs heftigste zu bellen an. Sulpice horchte, ward immer aufmerkamer, und bald giengen die dunkeln Zweifel in ihm zur Ueberzeugung über. Sein Pudel war schon einigemal die Treppe hinauf und hinab geredt. Er entschloß sich nun selbst, die Treppe hinauf zu steigen, wie ein Blitz schoß der Pudel voraus, und kratzte wie unsinnig an der Thüre des Flötenbläfers. Sulpice pochte zugleich an. Auf diesen Lärm öffnete der Gesuchte mit der Flöte in der Hand, die Thüre. — Auf den ersten Blick schrie Sulpice: „Dies ist meine Flöte! bey Gott, sie gehört mir, mein Name muß auf der Klappe stehen!“ Er wies dem Unbekannten den Namen. Bestürzt über das plötzliche Erscheinen, überzeugt durch den Namen, stellte der Entwender, — denn das war er, — nach einigen Worten zu seiner Vertheidigung, Sulpicien die Flöte wieder zurück. Dieser, übergelüchlich, wieder im Besitze seiner Flöte zu seyn, that auf jede

andere Genugthuung Verzicht. Er umarmte vor Freude seinen Hund, dem er die Wiedererlangung seiner Flöte zu danken hatte, kehrte mit ihm in das Gasthaus zurück, wo er mit Freudenthränen den anwesenden Gästen den ganzen Vorgang erzählte, ihnen einige Stückchen vorblies, und von den reichlichen Gaben, die ihm diesen Abend zusagten, seinen Pudel — wie die Pariser sagen — en Roi traktierte.

Gesundheitskunde.

Man hat zu Martinique ein neues Mittel gegen die Lungenschwindsucht entdeckt, eine Krankheit, die bis daher die Krönung der Arzneykunde war. Diese tröstliche Arznei ist nichts anders als die Alconoque, welche im spanischen Amerika ohne Cultur als Baum wächst. Dieser wurde von einem Schiffskapitain, welcher dessen herrliche Wirkung selbst an einem Kaufmann von Martinique, Hrn. Badolet, zu bemerken Gelegenheit hatte, nach Frankreich übergeführt. Auch findet man dieses Arzneymittel schon im Handel, in der Form von Scheltern von einem bis zwey Kilogrammes, wie das Sassafras-Holz. Um es anzuwenden, wird es in Pulver verwandelt und mit gutem Wein übergossen. Die Dosis ist fünf bis sechs Löffel voll täglich.

Lebensregel.

Zum Laufen hilft nicht schnell seyn; zum Streit hilft nicht stark seyn; zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn; zum Reichthum hilft nicht klug seyn; daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl kenne: sondern alles liegt an der Zeit und Glück.

Der Lannus!

	Eron	baz.	rr.
Der Hus Bauch, angifanenano 180016.			
Jäner 2. der Zeiß zalt vonnere Oblichazioun	8	27	—
Hornig 30. am chester rudi verloren	"	39	—
Christm. 26. wo die cheiserlige zerst ma' düre si verfose	"	4	3
Merze 03. für 6 nünhemler, dem Würze chlaus	"	8	—
Aberese 41. dem chorber sami für im stal izlege	"	11	4
Meie 7. der narichter der schwarze chu es drauch gä	"	9	—
deito. dem züst e lazierig,	"	4	2
deito. dem Hung es halabang	"	02	—
Brachet 51. dem Bub züg für chuti und bandelung	4	81	—
unter drü male zäme grächet	12	140	9

Hans chlay.

Neue Art, Gänse zu brühen.

Die Geschichte hat sich im Canton F zugetragen, ist aber dem Stelzfuß mitgetheilt worden, damit er selbiges zum Spaß und zur Warnung bekannt mache.

In der Gemeinde Y. ohnweit B. lebte ein Schreiber, eigentlich aber seiner Profession ein Tischmacher, der aber wegen besonderm Eigendünkel den Hobel mit der Feder vertauschte, wegen Kenntnißschwachheit in Notariats. Sachen zweymal verabschiedet wurde; nachher aber der Ehrenden Bauersame mit Geldaufreiben getreulich an die Hand gieng.

Da aber das Naschen an fremden Früchten eine seiner vorzüglichsten Leidenschaften war, und sein Nachbar ein artiges Kirschbäumchen hatte, von dem er auch gerne eine Kirsche pflücken wollte; so wählte er eine schöne Sommernacht, holte was er gewünscht hatte, und wandelte damit auf seinem Liebespfade fort. Unermuthet begegnete ihm ein Handwerksmann, welcher den saubern Paul Jonnes mit seiner löchrichten Fregatte sogleich erkannte.

Um aber des gehäßigen Nachfragens enthoben zu seyn; nahm unser Corridon seine Geyse hervor, und schmiß dem Handwerksmann eine Handvoll Schnupftaback ins Gesicht; der Handwerksmann aber, solchen Spaß nicht verstehend, packte Mr. Corridon beym Kragen, und wußte durch eine handveste Wendung das oberste zu unterst zu kehren, und husch damit in den nahen Brunnen hinein, dort schwaderte er den Tabacklieferanten so tüchtig in der Gänsenbrühe herum, daß ihm hören und sehen vergieng. Nachdem nun der Badmeister glaubte, die Liebesglut des Hobelmeisters sattsam abgekühlt zu haben, ließ er ihn laufen, und das wohlverdiente Hohngelächter einer Menge Zuschauer, die die Badekur zu so ungewohnter Zeit herbeygelockt hatte, begleitete ihn.

Wie seine kranke Frau ihn mag empfangen haben, und wie die unausbleibliche Gardinenpredigt mag gelautet haben, werden wir — wenn unser Correspondent Wort haltet, im künftigen hinkenden Bote mit dem englischen Hobel ausgearbeitet mittheilen.

O Hans, we du no meh wotsch bade,
Su wart nit bis um Mitinacht;
Es chönter a der G'sundheit schade,
U het scho mängem d's Fieber g'macht.
Glaub's numme Hans, und folgmer doch,
Es ist eim bas we d'Hosen troch.

Der Zollner und der Maulesel.

Als ich bey der Zollstadt die unfern meines Geburtsortes liegt, anlangte, da kam ein Reisender auf einem Maulthier geritten, und ritt bey der Zollstätte vorbei ohne sich zu melden. Der Zollner lief ihm nach und sagte ihm: daß dieß unverschämt wäre, den Zoll abzufahren, und schrie dabey so laut, daß das Maulthier auch anfing zu schreyen. Der Reisende fieng an zu lachen und sagte: „ich sehe wohl, wir leben nicht mehr zu Bileams Zeiten, damals hat nur einer gesprochen, und jetzt sprechen zwey zusammen.“

Der getröstete Wittwer.

Ein junger Mann, dessen Ehefrau verstorben, benutzte schon die zwente Nacht, als seine Frau noch todt im Hause lag, aus Melankolen zu einem lustigen lustigen Kellermädchen, das auf seinen guten Bürg hln, in kurzer Zeit beynähe Cr. 400. fürgespart hatte — bis am heitern hellen Morgen zum Abendstiz und Zeltvertreib zu gehen. Er ließ also seine verstorbene Frau ohne Licht und ohne Bewachung selbige ganze Nacht ihrem Schicksal über, und Sonntag darauf, nachdem seine Ehefrau den Tag vorher beerdigt worden war, gieng er nach der Papiermühle, tanzte und machte sich lustig, gleng gleich den folgenden Tag mit seiner neu Verlobten nach der Stadt, gieng zu einem Schreiber — und ließ das Ehever-

löbniß förmlich zu Papier bringen. Obschon nun sein Geldbeutel ganz durchsichtig geworden, so gieng er dennoch zu einem Kutscher, lehate ein Fuhrwerk, und reiste mit seiner neuen Braut nach dem D—land, um die 24000 Pf. welche selbige im Vermögen haben sollte — zu behändigen. Der Schreiber und Kutscher wünschen daher — daß dieses Weibergut wenigstens so weit reichen möge — daß sie für ihre hierseitigen Ansprachen möchten befriediget werden können.

Diensten = Zeugniß.

Herr Schnips von der Stabellenburg ein berühmter holländischer Notar, hatte das Unglück eine Dienstmagd zu dinge, die als ein rechter Wehrwolf ihn, den ruhigen Gelehrten, fast zur Verzweiflung brachte. Er entließ sie mit dem Zeugniß, daß während dieser ganzen Zeit ihre Aufführung so beschaffen gewesen, daß ich gar keine Ursache hatte mit ihr zufrieden zu seyn, indem sie im höchsten Grad trüg, unreinlich und ungehorsam war, auch sich öfter grober Schimpfreden gegen seine Meisterleute, Nachbarn und seine Nebendienste schuldig gemacht hat. Dieselbe hat übrigens einen unmenschlichen Appetit, so daß ich für rathsam gefunden habe, alle Eßsachen hinter das Schloß in Sicherheit zu bringen, sonst ist solche, so viel mir im Wissen, treu.

Ein Traum.

Lustig ist was einem Bauern begegnete. Er hatte am Tage unvermuthet ein Wildschwein im Walde angetroffen. Davon träumte ihm in der Nacht, und dünkte ihn er sen auf der Jagd; da schrie er denn im Schlaf überlaut: „Hui Sau!“ So daß seine Frau darob erwachte und fragte: „Haus! was wit mit mir?“

Die

So
burg;
gau /
St. G
Lefin
Türke
Italie
Um 9
ren ur
die Pi
Uhr t
Waad
die Pe
Canto
fen v
Frank
M
von
Emm
D
Neue
Som
Gery
Burg
von i
ment
Som
M
fen
Post
tags
D
burg
tag;
der c
Me
Obe
wie
Cor
S
Neu
tag
Wit
Bu
Um
S
Bu
me
sel
lin